

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

4. Heft

April 1927

2. Jahrgang

Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft?

IV.

Deutsche Volksgemeinschaft in Lettland

von Wolfgang Wachtsmuth - Riga

Wenn wir dem Problem der „Deutschen Volksgemeinschaft in Lettland“ nachgehen, so haben wir vor allem zwischen der rein „gefühlsmäßigen“ und der „organisierten“ Volksgemeinschaft zu unterscheiden.

Eine „gefühlsmäßige Volksgemeinschaft“ aller Deutschen hat es seit den Zeiten der deutschen „Aufsiedlung“ Ost-Europas (um 1200) bei uns gegeben. Der Deutsche kam als Eroberer ins Land, und das bedingte seine soziale Sonderstellung gegenüber der eingeborenen lettischen Bevölkerung. War er nun Geistlicher oder Ritter, Handwerker oder Kaufmann*) — dem „Undeutschen“ gegenüber nahm er in seiner Eigenschaft als Deutscher eine Herrenstellung ein. Er war als Deutscher Angehöriger der privilegierten Oberschicht, und dieses Bewußtsein ihres „Herrentums“ schlang um alle deutschen Bewohner des Baltikums, welchen Standes sie auch waren, das Band einer „deutschen Volksgemeinschaft“. Der Deutsche ist der Typus des Überseekolonisators, mit all seinen Fehlern und seinen guten Seiten. Sein Herrenbewußtsein und sein — oft übertriebener — Stolz, sein tiefinnerliches, ihn ganz und gar durchdringendes Nationalgefühl, — das alles ist Ausdruck dieses in 700 Jahren großgezogenen Kolonistencharakters. Er war dazu gezwungen diesen Strich zwischen sich und den Unterworfenen zu ziehen. Sonst wäre ihm das Schicksal der Goten in Spanien, der Langobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Normannen in Rußland und Sizilien usw. usw. beschieden gewesen, die durchweg mit Verlust ihres Oberschicht-Charakters entnationalisiert und in der Masse der eingeborenen, unterworfenen Bevölkerung aufgegangen sind. Die Konsequenzen dieser Politik des

*) Der deutsche Bauer ging nicht über See und fehlt daher dem Lande.

Festhaltens an seinem Volkstum und der dazu erforderlichen Abgrenzung von den Indigenen hat der Balte ziehen müssen: Mißtrauen und auch Haß von Seiten der Unterworfenen, Herrenbewußtsein und höchst gesteigertes Nationalgefühl auf Seiten der Sieger.

Verband mithin diese „gefühlsmäßige Volksgemeinschaft“ alle deutschen Bewohner des Baltikums, so gab es doch innerhalb dieser Gemeinschaft feste Geburts- und berufsständische Sondergemeinschaften, die sich gegeneinander abschlossen und oft in starkem Gegensatz zu einander standen: Stadt und Land; Rat, Große und Kleine Gilde; Domkapitel, Orden und Vasallenschaften; Adel (Ritterschaft) und Bürgertum; Kaufmann, Handwerker und „Literat“; diese alle vertraten auch ihre eigenen Sonderinteressen, was nicht selten zu schweren Anfeindungen und Kämpfen führte, ohne jedoch (und das ist charakteristisch) das allgemeine „deutsche Solidaritätsgefühl“ zu erschüttern. Eine „organisierte“ allgemeine deutsche Volksgemeinschaft (wenn man nicht in der deutschen Herrschaft über das Land eine solche sehen will) gab es aber bis auf unsere Tage nicht, wohl aber war es notwendig, daß der Deutsche einer dieser deutschen Sondergemeinschaften angehörte, wenn er sich deutsch erhalten wollte. War die Gefahr der Entnationalisierung im Mittelalter auch gering, da die soziale und kulturelle Kluft zwischen Einwanderer und Indigenem dieses verhinderte, — seit dem XVII. und besonders im XVIII. Jahrhundert begegnen wir auf dem flachen Lande einem anwachsenden Aufgehen von Deutschen im Lettentum. Es ist die Zeit der absolutistischen Kleinstaaterie in Deutschland. Den deutschen Bürger drängte es hinaus in die Ferne, wo es Ellenbogenfreiheit gab und Wohlstand zu erhoffen war. Ein Strom deutscher Handwerker (und auch viele akademisch Gebildete und Kaufleute) überschwemmte die baltischen Lande, die — zumal nach der verheerenden Pest von 1710 — in höchstem Maße aufnahmefähig waren. Als schließlich die gegenseitige Konkurrenz der deutschen Handwerker in den Städten aber doch überhand nahm, schlossen die Zünfte sich ab und zwangen dadurch Scharen deutscher Handwerker, sich — außerhalb der organisierten Zunft stehend — auf lettischen Bauernhöfen als „Einlieger“ niederzulassen, um von dort aus ihrem Beruf nachzugehen. Sie sind — des Rückhalts an die deutsche Zunft beraubt — infolge von Heiraten mit lettischen Frauen in sehr großer Zahl (zu vielen Tausenden) allmählich im Lettentum aufgegangen. Die Städte erhielten sich zunächst noch völlig deutsch. Hier führten Mischehen zwischen deutschen und lettischen Stadtbewohnern fast durchweg in das Deutschtum hinein, da dieses organisiert war, geschlossen wohnte und der Aufstieg in die privilegierte deutsche Oberschicht im Bestreben der indigenen Bevölkerung lag. Trotzdem begegnen wir mit dem 19. Jahrhundert einem ständigen Abnehmen der deutschen Bevölkerung der kleinen Städte. Doch nicht Mischehen sind — wie wir sahen — der Grund für diese Erscheinung. Die deutsche Bevölkerung wandert ab: nach Riga und vor allem, in das Innere Rußlands. Vom flachen Lande nachrückende Letten werden zu Städtlern und nehmen die verlassenen deutschen Plätze ein. In Städten, die noch vor 75 Jahren fast rein deutsch waren, war die Zahl der Deutschen schon vor dem Kriege oft um ein Viel-

faches gesunken. Es ist kein Zufall, daß die an der Heerstraße nach Petersburg gelegenen kleinen livländischen Städte (Wenden, Wolmar, Walk) fast völlig entdeutscht sind, während die kleinen kurländischen Ortschaften, die fern vom großen Verkehr liegen, eine viel größere deutsche Bevölkerung als jene aufweisen. Der Wandertrieb des deutschen Handwerkers, der ihn einst aus dem Reich in das baltische Kolonialland führte, hat ihn aufs neue fortgetrieben, als ihm bessere Zukunftsaussichten in der russischen Residenz und Provinz winkten.*)

So war die Lage bis zum Weltkrieg: eine „gefühlsmäßige Volksgemeinschaft“, die alle Deutschbalten umfaßte; innerhalb dieser aber eine feste ständische Gliederung und Trennung, wobei den führenden Ständen nicht der Vorwurf erspart werden kann, sich um den sogenannten „kleinen deutschen Mann“ allzu wenig gekümmert, ihn allzu sehr sich selbst überlassen zu haben. Dieses war um so verhängnisvoller, als seit etwa einem Jahrhundert eine starke Blutmischung zwischen den städtischen „Kleindeutschen“ und den Letten stattgefunden hatte und diese städtischen „Klein- und Halbdeutschen“ sich vielfach nur deshalb zum Deutschtum bekannten, weil sie sich als Deutsche als zur Herrenklasse gehörig betrachten durften.

Da kam der Krieg. Er brachte einen völligen Wandel der Verhältnisse. Das selbständige Lettland entstand, die Deutschbalten verloren ihre Macht und Herrenstellung, verloren ihren Besitz in Stadt und Land**), verloren ihren bestimmenden Einfluß auf die Geschichte ihrer Heimat. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß das Band der „gefühlsmäßigen Volksgemeinschaft“ aller Deutschbalten einen Riß erhielt. Die „Herrenstellung“ im Lande war es, die die Deutschen gefühlsmäßig zusammenhielt. Mit dem Verlust dieser Herrenstellung ging auch ein guter Teil der „Zugkraft“ des Deutschtums verloren. Ein rückläufiger Prozeß setzte ein. „Halbdeutsche“, die sich bisher zu den deutschen Kirchengemeinden hielten, gingen in Scharen zu den lettischen Gemeinden über und deutsch-lettische Mischhehen, die in den Städten bisher fast ausnahmslos ins Deutschtum hineinführten, führen heute aus diesem hinaus.

*) Die baltischen Kirchenbücher bringen hiefür eine Fülle von Belegen. Sehr kinderreiche deutsche städtische Handwerkerfamilien verschwinden oft schon nach einer oder zwei Generationen aus ihrem Wohnort. In den Konfirmandenregistern sind die Söhne noch verzeichnet; später begegnen wir ihnen nicht mehr; auch nicht in den Totenregistern. Sie sind fortgezogen, und oft gelingt es, ihre Wanderungen in ihren Etappen zu verfolgen. Zum Beispiel: aus Golbingen geht es nach Lückum; von dort aus läßt sich ein Zweig in Riga nieder; der andere geht gleich weiter nach Wenden; dann Reval, schließlich Petersburg. Die Familie ist dem Deutschbaltentum verloren! — Nach dem Sieg des Bolschewismus in Rußland sind viele Deutsche von dort nach Lettland zurückgekehrt und haben Aus- resp. Einreiseerlaubnis auf Grund des Nachweises erhalten, daß ihre Familie von hier stammt. Trotzdem sind ihre Namen auch dem Kenner deutschbaltischer bürgerlicher Familiennamen fremd. Es sind die Nachkommen solcher Familien, denen auf ihrer Wanderung von West nach Ost das Baltikum nur „Etappe“ war, die hier nicht für Generationen heimisch wurden und deshalb keine Spuren hinterließen. Das ist es, was die Führung des baltischen Deutschtums heute so sehr erschwert: sie muß mit einer Fülle von Elementen rechnen, denen baltische Tradition völlig unbekannt ist.

**) Der gesamte Großgrundbesitz, der sich fast ganz in deutschen Händen befand, wurde — bis heute entschädigungslos — enteignet.

So erwies es sich denn, daß unter den veränderten Verhältnissen die gefühlsmäßige Volksgemeinschaft nicht mehr zur Erhaltung des Deutschtumsbestandes ausreichte. Feste, alle Deutschen umfassende Organisationen mußten geschaffen werden, um das Deutschtum zusammenzuhalten und weitere Abbröckelungen zu verhindern, — und dieses um so mehr, als die Kriegs- und Bolschewistenzeit gerade die Zahl der „traditionsbegabten“ Familien durch Tod und Abwanderung ganz ungeheuer dezimiert hat.

Die Anfänge solch einer Zusammenfassung aller Deutschen sind schon in der Gründung der baltischen „Deutschen Vereine“ zu sehen, die charakteristischer Weise nach der Revolution 1905/06 entstanden, als dem Deutschtum ein erstes „mene tekell“ zugerufen wurde. Der Krieg vernichtete die „Deutschen Vereine“, so daß der Aufbau des Deutschtums nach der Gründung Lettlands von vorne beginnen mußte. Und nun sehen wir auf der ganzen Linie ein Streben nach Zusammenfassung, nach Zentralisation, nach Gründung von Spitzenorganisationen. Die Fürsorgevereine schließen sich zur „Fürsorgezentrale“ zusammen. Die Philister-Verbände aller dörflichen und rigaschen deutschen Studentenkorporationen zu einem gemeinsamen Vertreterauschuß. Die Elternkomitees der einzelnen rigaschen deutschen Schulen zu einer Gesamtorganisation, die bald auch die Elternkomitees auswärtiger Schulen umfaßt und sich schließlich zum „Deutschen Elternverband in Lettland“ auswächst, der tatsächlich alle erwachsenen Deutschen vereinigt und sich insbesondere die Förderung der deutschen Schule zur Aufgabe stellt. Die deutsch-evangelischen Kirchengemeinden Lettlands bilden den sie alle umfassenden „Gemeindeverband“ und die Verwaltung der deutsch-evangelischen Kirche ist einer eigenen deutschen Abteilung des lettländischen „Oberkirchenrats“ übertragen, an deren Spitze der Bischof der deutschen Gemeinden Lettlands steht. Die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens“ zieht auf Grund des Gesetzes vom 18. Dezember 1919 als autonome deutsche staatliche Behörde in das lettländische Bildungsministerium ein und vereinigt in ihrer Hand die Betreuung der deutschen Bildungsbelange. Die deutschen Wirtschaftler treten zu gemeinsamen Beratungen in einem deutschen Wirtschaftsausschuß zusammen. Die deutsche Lehrerschaft des ganzen Landes vereinigt sich im „Deutsch-baltischen Lehrerverbande“, der sämtliche Lehrer und Lehrerinnen, akademisch- und nichtakademisch gebildete, umfaßt. Die rigaschen Jugendorganisationen aller Richtungen vereinigen sich zum „Jugendring“ und im „Jugendbattalbunde“ schließen sich die „jugendbewegten“ Verbände des ganzen Landes zusammen.

Die Krönung dieses Strebens nach Schaffung einer „organisierten und umfassenden deutschen Volksgemeinschaft“ ist in der Begründung der „Zentrale deutsch-baltischer Arbeit“ (kurz „Arbeitszentrale“ genannt) zu sehen. Sie setzte sich zuerst aus Vertretern der kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen deutschen Verbände Lettlands zusammen und ist als „Verband von Verbänden“ obrigkeitlich bestätigt. Der Übergang von der Methode der „Spendensammlung für kulturelle und soziale deutsche Bedürfnisse“ zur „Selbstbesteuerung aller Deutschen“, der eben vollzogen ist, macht nun diese „Arbeitszentrale“ zur tatsächlichen Vertretung der ganzen deutschen Volksgemeinschaft. Die Steuerzahler schließen sich zu Verbänden

zusammen, und diese entstehen nunmehr (die Wahlen erfolgen nach berufsständischen Listen) ihre Vertreter in die Arbeitszentrale, die somit alle deutschen Steuerzahler, d. h. alle bewußten Deutschen umfaßt.

Damit ist die „gefühlsmäßige“ Volksgemeinschaft zur privatrechtlich organisierten Volksgemeinschaft geworden und das Deutschtum Ostlands hat seinen Zusammenschluß und seine Spitzenorganisationen gefunden.

Ein gotischer Dom Südosteuropas

von Dr. Egon Hajek · Kronstadt

Es ist in jüngster Zeit viel davon die Rede gewesen, daß die Gotik ihrem innersten Wesen nach dem Barockempfinden näher stehe, als die Renaissance in der versöhnlichen Nachbildung der Antike. Trotzdem bietet wohl selten ein Bauwerk Spuren einer Verschmischung dieser Stile. Entweder erhebt der gotische Spitzwinkel seine kühne Gebärde über die Giebelwerke verschüchterter Häusermassen, an die Epoche der geringen Ausdehnungsmöglichkeit in einer mittelalterlichen Stadt gemahnend, oder es feiert die barocke Linienführung über breiten Brunnplätzen ein wuchtig ausladendes Sehbild. So kam es, daß es Jahrzehnte hindurch fernliegend schien, in dem mehrfach gebrochenen Halbrund und in der pyramidischen Rosettenfiale ein ähnliches Seelenerlebnis zu vermuten. Jetzt denkt man anders über diese Frage und so dürfte es nicht uninteressant sein, bei einem Kunstwerk zu verweilen, wo die Notwendigkeit erwuchs, auf einem gotischen Grundbau, der durch einen Brand im Jahr 1689 zerstört wurde, eine neue Hallenkirche aufzuführen. Nun ergibt sich die Beobachtung, daß durch die barocken Schnörkel hindurch das Erlebnis der gotischen Stilkraft transparent wird und eine Mischung zu Tage tritt, wie sie selten genug auf dem Erdenrund wahr zu nehmen ist. Das ist der heutige Stimmungsinhalt des evangelischen Domes zu Kronstadt, der sogenannten schwarzen Kirche.

Eine weißlutende Sturzwelle des deutschen Raumwillens trug im 12. Jahrhundert die Siedler auch in das Burzenland, in sine christianitatis, den südöstlichsten Winkel der Karpathen, gerade dort gelegen, wo der östliche Rundbogen dieses Höhenzuges eine jähe Knickung nach Westen hin erfährt. Die Führer trugen hier das Kreuz der Deutschen Ritter. Die Geschichte der Ostseeprovinzen, der stolze Bau der Marienburg mit dem Prunke kriegerischer Tüchtigkeit der Deutschherrscher im Nordosten des Reiches hat die siebenbürgische Episode in Vergessenheit geraten lassen. Kaum in irgend einem Spezialwerk ist die Rede davon, daß Hermann von Salza einen Ordensstaat plante, dessen Grenzen Boden und Berge zwischen dem schwarzen Meere und den Südkarpathen beherrschen sollten, ein Gedanke, der dem nordischen Wirken

des Ritterordens an Kühnheit durchaus gleichgestellt werden kann. Aber der Ungarkönig Andreas II. seines Namens, sonst ein schwacher Mann auf dem Throne der Arpaden, ließ es nicht geschehn; die Staatsgründung unterblieb, zum Heile der Ostseeprovinzen, denn nun begann die Kolonisation des Nordens. Als die Ordensritter den Posten Burzenland in Ihrer Rechnung als verloren strichen, blieb die deutsche Siedelungsbevölkerung im Lande zurück und hat zäh Scholle und Volkstum behauptet bis auf diesen Tag.

Mit ein Wahrzeichen dieses deutschen Kolonistengeistes ist der ev. Dom zu Kronstadt.

Aus der Häusermasse springt seine Gebärde nicht in der jähen Gewaltwirkung eines gotischen Zierwerkes in die Höhe. Bedrungen, geduckt, gleichsam um mit eingezogenem Haupte den über ihn hinweg saufenden Türkenkugeln kein Ziel zu bieten, kauert er da, einseitig nur mit einem südlichen Turm belastet. So mag der an berauschte Symphonien von Bauwerken gewöhnte Gotikschwärmer auf dem ersten Augenblick verduzt dastehn und dort gequälte Unfähigkeit, rohe Barbarei wittern, wo der liebevolle Kenner die Einfalt der Herzen und den herben Schnitt des Glaubens nach zu erleben vermag. Einst soll die innere Chorwand mit wenigen Zeilen in Fraktur eine Chronik getragen haben, die des Mordens und Sterbens genug für ein ganzes Jahrtausend aufwies. Die Wandchronik ist verschwunden, übertüncht, wir bedürfen ihrer auch nicht mehr, denn die Außenwände reden; sie erzählen heute noch von einem graufigen Brande, denn rußgeschwärzt starren die aufgetürmten Sandsteine; das reine Gold mit dem die üblichen gotischen Gestalten einst überzogen gewesen sein sollen, ist abgeschmolzen, die leeren Augenhöhlen der Heiligen blicken gezeichnet von Brandmälern in die veränderte Stadt zu ihren Füßen.

Und doch bleibt an diesem trostigen Denkmal deutscher Baukunst genug des künstlerisch Hochwertigen, wenn auch die Unmittelbarkeit der Aufnahme durch die eben erwähnten Tafsachen für viele Menschen beeinträchtigt werden mag.

Die Erbauung der Kirche ist wie so manche Tafsache aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters in geheimnisreiches Dunkel gehüllt. Papst Gregor XI. erwähnt in einer Urkunde vom 5. August 1377 gelegentlich einer Bestätigung des Pfarrers Thomas diese Marienkirche im Zinntal. Kürzlich fand man bei einer umfangreichen Ausbesserungsarbeit im Chore das wundervolle Epitaph dieses Pfarrers, wo in der üblichen Minuskelschrift der Bau in seinen Anfängen ganz zweifelsohne in den Beginn des 15. Jahrhunderts verwiesen wird. Selbstverständlich baute man die Kirche innerhalb einer längeren Reihe von Jahren. Die hohen Kosten half Papst Martin V. dadurch decken, daß er den Besuchern dieser neuen Marienkirche einen 50jährigen Generalablaß gewährte. Mag sein, daß diesen weithinragenden Bau der Gedanke geleitet hat, für das verschollene, aber immer wieder erwähnte Milkover Bistum in der Moldau hier die Kathedrale zu schaffen, die eines Bischofssitzes durchaus würdig war, und ich wundere mich darüber, daß die gelehrte Forschung diesem Gedankengang nicht weiter nachgegangen ist. Die Pläne des Papsttums, die an die Errichtung des Bischofssitzes geknüpft wurden, sind nicht in Erfüllung gegangen.

Der Dom blieb bestehen, trotz aller Schicksalschläge, von denen der furchtbarste der Brand von Kronstadt am 21. April 1689 gewesen ist. Es sei dahin gestellt, ob diese Kirche wirklich von der siegreichen österreichischen Soldateska angesteckt worden ist, genug die Folge war, daß die letzte Chorböschung erst im Jahre 1761 aufgeführt wurde. Was Wunder, wenn die Bauperiode von rund 400 Jahren, in der Weltanschauung und Stil mit den Menschen wechselte, ihre Zeichen und Wunder an dem ergrauenden Dome allmählich zurückließ.

Dennoch ist das architektonische Vollbild innen und außen überwältigend.

Die Gesamtlänge von 88,9 m war in der spätgotischen Uranlage wohl kaum geplant, hat sich aber im Laufe der Zeit als notwendig erwiesen. So wurde dieses Gotteshaus der größte Dom Südosteuropas. (Das nächst gelegene Wiener Münster, der sogenannte Stephansdom hat eine Länge von 108 m und eine Breite von nur 28 m gegen 37,7 m des Kronstädter Domes).

Unter den Portalen weckt das Westtor in erster Reihe Interesse. Der Fragensturzbogen bleibt in den einfachsten Formen, darüber erhebt sich ein gebrochener Kielbogen mit einwärts gewendeten Spitzen, das ganze ein Renaissanceemblem auf gotischen Ursprüngen. Vielgestaltiges Schnitzwerk an der Lüre deutet mit Krumstab und Mütze den bischöflichen Grundcharakter des Domes an. Und doch birgt die bis zur Herbheit einfache Ornamentik einen Stimmungsgehalt von wärmster Innigkeit. Die Kirche war keine 80 Jahre alt, als der Protestantismus von ihr in ernster Sachlichkeit Besitz ergriff. Dennoch feiert die junge Kirchenwelt in ihren nüchternen Linien hier an den Grenzen des Orientes, der sich nicht genug tun kann in der Ueberfülle der Zeugung, der Turm auf Turm, Kuppel auf Kuppel, Rankenwerk auf Rankenwerk stülpt, der mit seinem byzantinischen Bilderschmuck an das Leibhafte so nahe als irgend möglich heraneicht, eine im Gegensatz geborene, ungemaine Verinnerlichung. Man findet in den lutherischen Kirchen des Reiches nicht nur in der ältern Zeit, sondern auch in denen neuesten Ursprungs einen reichen Kirchenschmuck von Bildern, Gold und Zierat (ich erinnere nur an den ev. Dom zu Berlin); aber was dort ein nicht immer zu vermeidender Weststreit mit der katholischen Kirche zur Pflicht zu erheben scheint, blieb hier verwerflich. Man lehnte bewußt jede Annäherung an den Katholizismus ab und zog sich auf den Standpunkt herbster Nüchternheit, wie es einem Bürger- und Handwerkervolke geziemt, zurück, jede Abweichung von der ererbten Sparsamkeit mit dem nationalen Anathema bedenkend. Es paßte durchaus zu dem Grundcharakter dieses rationalistisch veranlagten und bis zum heutigen Tage an einem gewissen Amerikanertum tragenden Volkes (es ist dies wohl ein Kennzeichen aller aus Auswanderung entstandenen Siedlungsstämme), durch eine überwältigende Bauanlage den Mitnationen zu imponieren, und dennoch im rein künstlerischen sich selbst das Ausleben in der Formenwelt im Kleinen zu versagen.

Religiöse Erbauung aber vermag in ihrem Urgrund nicht zu existieren, ohne aus dem Quell des Rätselhaften und des künstlerisch Verborgenen irgendwie ernährt zu werden. Die Inbrunnst sucht nach Symbolen. Die künstlerische Vollendung wird durch diesen Enthusiasmus nicht selten zur Verkümmernng gezwungen; denn die

Seele findet ihre mystische Befriedigung und Erbauung selten im hellen Lichte der Formvollendung, sondern eher in den verzückten Linien, wie sie die Anschau mehr frommer als großer Begabungen hervorbringt. Es ist nun gerade hier zu sehn, wie im Schwanken des Erlebens bald nüchterner Bürgerfinn, bald Sehnsucht nach der Weihe des Symbolen, jedes auf seine Art, zum Durchbruch gelangt.

Gleich bei dem Hauptportal wird das ersichtlich. In den nüchternen Vorbau, der wohl aus einer alten Kapelle entstanden sein mag, ist das reichverzehrte Rankenwerk über dem Fenster mit bunten Scheiben und Rosetten eingebaut. Den Kreuzifirrus in der innern Vorhalle, eine Erinnerung aus der katholischen Zeit, haben selbst die bildersürmerischen Anwandlungen der Reformationszeit nicht gewagt zu entfernen, dagegen wurde eine Pieta unbekannter Herkunft barbarisch übertüncht. Jetzt haben die bildersüchtigeren Enkel es versucht, sie wieder frei zu legen; vergebens, die Untersuchung ergab farbige Flecken, bleibende Rätzel! Welch günstiger Umstand mag wohl das Gemälde über der Haupttüre noch leidlich erhalten haben? Ein übereifriger Künstler wagte es einst in einer unüberwachten Minute, das Kunstwerk mit Hilfe von Petroleum zu reinigen, nun ist es ganz verdorben. Doch hat eine Restaurierung von Prof. Ernst Kühnbrandt uns eine Ahnung von der Lieblichkeit ermöglicht, die von dem alten, vorraffaeltischen Werke ausgeht. Wie in den zahlreichen Steinmeßzeichen die Bauhütten von Köln und Straßburg von der Arbeit deutscher Meister an diesem Dome zeugen, so liegt in der Anlage dieses Bildes, sofern man überhaupt aus der Komposition und den verblühenden Farben etwas schließen kann, die Existenz einer seelischen Verwandtschaft zwischen unserem unbekanntem Meister und der Maria im Rosenhag, vielleicht überhaupt der Lochnerischen Art sehr nahe. Freilich weisen die Beziehungen des damaligen Ungarkönigs Matthias Corvin auf die italienische Heimat seiner Gemahlin als Ursprungsland. In unschuldsvollem Liebreiz erhebt sich die thronende Himmelskönigin über der Scheibe des Halbmondes, während die beiden Frauen, die heilige Barbara und Katharina, sich anbetend vor ihr neigen. Es ist dies wohl das bedeutendste Kunstwerk Südosteuropas in der Variierung eines zart sinnigen Urtyps. Daß die hl. Barbara als Schutzpatronin eines durch dauernden Krieg in Verteidigungszustand versetzten Staatswesens ihre Hände fürbittend zur Himmelskönigin erhebt, wirkt hier wohl ohne weiteres einleuchtend. Beziehungsreicher ist aber die Darstellung der hl. Katharina, deren Anwesenheit auf dem Marienbilde zweifellos eine Anspielung auf die Gelegenheit zum Missionsdienst in sine christianitatis unter den herätischen, griechisch-orientalischen Rumänen bedeutet. Man dürfte nicht fehl gehn, das ganze Bild als Stiftung des großen Matthias Corvinus (1458—1490) anzusehn, da ja beide Heiligen, Barbara und Katharina, seine besondern Schutzpatroninnen gewesen sind, hat er doch diese intime Beziehung zu den beiden Heiligen durch die Anbringung seiner Wappen (Ungarn und Neapel) ausdrücklich unterstrichen. Da die Ehe mit Beatrice, der Tochter Ferdinands von Neapel 1477 erfolgte, ist die Datierung des Bildes sicher nicht früher anzusetzen. Welche Beziehungen allerdings die Darstellung der hl. Katharina, der Modeheiligen jener Tage — hatte doch Papst Alexander VI. von Pinturichios

Weißerhand in den sogenannten Apartemente Borgia im Vatikan seiner Tochter Lukretia keine würdigere Gestalt verleihen können, als eben die der heiligen Katharina —, zu der ersten Frau Matthias', Katharina, der Tochter Georg Podjebrads, gehabt haben mag, bleibe dahin gestellt.

Man ist draußen im Reiche oft geneigt, Kunstwerke, die nicht an den gewohnten Heerstraßen der Bildung liegen, mit einer gewissen Verachtung abzutun. Mit Unrecht. Dieselben Künstler, die dort oben in den Werkstätten Nürnbergs und Augsburgs, Kölns oder Brüssels tätig waren, wanderten nicht selten in ihren Handwerkszügen bis nach Siebenbürgen. Veit Stoss, dessen Aufenthalt in Kronstadt im Jahre 1525 urkundlich nachgewiesen ist, gehörte auch zu diesen Meistern unruhigen Blutes. Warum sollte sich nicht einmal ein vollendetes Kunstwerk, ein Lichtblitz des Genies, nach Siebenbürgen verirrt haben?

Beim Eintritt in den Dom überwältigt zuerst die Dimension des Raumerlebnisses.

Mag sein, daß dieser Eindruck von dem einfachen Weiß des Tonnengewölbes ausgeht. Ungemildert durch irgendwelche Glasmalerei oder durch das zerstreute Licht der Bußenscheiben flutet der Sonnenglanz an Sommertagen, der Kristall des Schnees im strengen Winter durch die hohen gotischen Langfenster in den Altarraum, um sich hier mit den seltsamsten Farbengeschlechtern zu paaren: mit dem Gewirke alter, echt orientalischer Teppiche, von denen der Dom zu Kronstadt 119 Stück sein eigen nennt. Es ist dies eine der größten, wenn nicht die größte Sammlung altorientalischer Teppiche der ganzen Welt. Diese bunte Fülle bleibt unübertroffen, ihr Wert ist heute kaum abzuschätzen, ihre Farbenwirkung überwältigend. Die Kronstädter lutherische Reformation hat in ihrem eigentlichen innern Wesen lange Jahre hindurch dem Schweizer Typ nicht ferne gestanden. Was Wunder, wenn die Ablehnung aller Gottesdarstellung und Heiligenbilderverehrung eine Neigung gerade zur Arabeske hervorrief, wie sie in den Teppichmustern der anatolischen Knüpftechnik ihren bezaubernden Ausdruck gefunden hatte. Hier berührte sich Protestantismus und Mohamedanismus nicht allein geographisch, sondern fast im Sinne einer künstlerischen Annäherung. Daß die in den Teppich eingewirkte Gebetsnische mit ihrem südöstlich gerichteten Zwickel für den streng Gläubigen und mit Feuer und Schwert bekämpften Mohamedaner ein Altar war, auf dem er, das Haupt zur Erde hingestreckt, seine Andacht ekstatisch verrichtete, blieb für den Protestanten des 17. und 18. Jahrhunderts hier bedeutungslos. Man zog gegen den politischen Gegner das Schwert, aber man konnte sich seiner Einflußsphäre nicht entziehen. Dogmatische Gewissenskrupel kannte man nicht und erfreute sich ungestört am Zierat oder an dem eingewebten hieroglyphischen Spruch — lesen konnte man ihn nicht — der unter Drohung und Lockung den Gläubigen Allahs für jede Hekatombe von Christenblut einen Platz zur Rechten Gottes im siebenten Himmel anwies. Bis zum heutigen Tage schmückt von Zeit zu Zeit die Kanzel eine Satteldecke eines Paschas, der von den Kronstädtern geschlagen so eilig sein Lager verließ, daß er den schon vorbereiteten Thron nicht einnehmen konnte; ein andermal prunkt sie mit einer Altlastickerei aus echtem Golde, auf der deutlich die Symbole des altperzischen Sonnenkultes zur

Schau treten. Wer weiß woher sie stammt? Was tuts? Wenn nur zur Ehre des Höchsten dieser orientalische Prunk in evang. Weise ausgelegt wird und sich das Auge an dem bunten Spielwerk erfättigt.

Es gab Zeiten in der Beurteilung dieser Kirche, wo man es von Herzen bedauerte, daß in ihr die reine Gotik nicht triumphierend ihre Formen in jeder Einzelheit halbe wahr werden lassen. Was sich allerdings in den Arkaden der Emporen dem Auge darbietet, ist nicht Gotik, nicht einmal Renaissance, sondern gotifiziertes Barock. Dem Kunstwillen nach freilich gab sich der Baumeister die größte Mühe eine posthume Gotisierung durchzuführen. Die Zeitseele in ihm versagte. Dafür hat man ihn geschmäht. Heute sehen wir anders; wir beginnen der Vorsehung Dank zu sagen für die seltsame Verschwisterung einer neuen Formsprache. Wir empfinden heute zu wenig schulgerecht, um uns deshalb einer Wirklichkeit zu entfremden, weil sie aus der Fülle menschlichen Erlebens geschöpft ist und nicht aus der Konstruktion der Bücherweisheit, und daher den gewohnten Maßen nicht entspricht. Die Seitemporen sind nachweislich von 1710—1714, also zu einer Zeit gebaut worden, als man sich im Reiche um die Gotik nicht mehr scheerte.

Sollte in diesem Versuch, die Gotik wieder wach werden zu lassen, mehr als das stilistische Interesse mitspielen?

Tatsächlich liegt in dem Barock dieser weitgebuchteten Wölbungen eine tiefe innere Verwandtschaft der Stimmung mit der Gotik. Rein äußerlich ist auch der Anlaß zur Errichtung der Emporen nicht Zufall. Die große Kirche wurde zu enge für ihre Besucher, man bedurfte Raum. Die Kirchenbesucher mehrten sich. Der Pietismus jener Tage erwärmte den orthodoxen erstarrten Protestantismus, wie einst den Romanismus die gotische Verzüchtung der Mönchsorden. Der Gestaltenreichtum, der aus dem Blattwerk der Zierranken über den Arkaden hervordringt, ist ein äußeres Zeichen dafür und stimmt merkwürdig überein mit der Zier der altorientalischen Teppiche. Da entstehen zum Beispiel im Rankenspiel der Steinguirlanden links von der Kanzel die Sinnbilder des Tierkreises. Phantastisch gestaltete Kragsteine melden sich beim Bogenabschluß als Meerweibchen, Vögel, Drachen, Engel, Schiffe und dgl. Dem Betrachter fällt vor allem ein Löwe auf. Das grauenhafte seines Angesichtes, die lächelnd verzerrten Bläßbacken wirken in dem protestantischen Dome gradezu wie ein Furioso des Leibhaftigen zum Feierschritt des evangelischen Chorales. Was sich hier zeigt, ist mit nichten Unfähigkeit, mit nichten Dilettantismus, den wir mit verschämter Geste vor höhern Kunstwerken bisher mit Dank quittieren zu müssen glaubten, sondern das ist der Ausdruck einer bestimmten Zeit, die so und nicht anders gerade hier wachsen mußte.

Zahlreiche Gestühle durchqueren die Schiffe nach allen Seiten. Nur unter dem Schutze der Emporengewölbe erheben sie sich zu reicherer Bekleidung im Geschmache der Spätrenaissance. In den Sirkreihen saßen jene deutschen Bürgerherren, die in der Politik des Balkans damals ein gewichtiges Wort mitzureden hatten. In ihren Stadtfestungen sprachen sie Recht über Leben und Tod als erbgeessene Patrizier. Ihre Festtracht ahmt polnischen Schnitt nach, ihre

Brokatgewänder verraten den Prunk der slawischen Umwelt, aber in Sprache und Denkart blieben sie deutsch, deutscher vielleicht, als ihre damals französelnden Stammesbrüder im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Der in der Abbildung wiedergegebene Grabstein ist von einer feindurchföhlten Farbenmelodik durchweht. Schwere Seide umhüllt die Glieder, die Knöpfe leuchten aus reinem Golde. Der lässig umgehängene Pelz muß, wenn er richtig vornehm sein will, aus Luchsfell geschnitten werden. Derartige Grabsteine schmückten von alters her den Dom an der Stelle, wo in der Gruft darunter die Leiche selbst geborgen zu werden pflegte. Dann hat die Generation der 60 Jahre, die in ihrer Stillsicherheit vandalisch genug hauste, den ganzen Reichtum an Epitaphien als veraltet aufgeräumt, d. h. ihn in alle Winde zerstreut. Das wenige, erhaltene Material zeugt von der Pracht der Wunderwelt und von der Größe des Verlustes.

Diesem „Aufräumen“ verdankt die Kirche auch ihren jetzigen Hauptaltar. Er verkörpert den letzten Versuch, den Dom zu gotifizieren, mit besserer Kenntnis der äußeren Formen, aber mit geringerer Einföhlung in den Stimmungsinhalt dieser Kirche. Die dritte Gotifizierung mißlang vollständig, und das Altarbild von Friedrich Martersfeig hebt in seiner glatten, halbidealistischen Weimarer Art die Ornamentik der Schulgotik geradezu aus den Angeln. Unewangelisch bleibt die Tatsache, daß das Augenmerk in katholischer Orientierung auf das Tabernakel konzentriert wird, das nicht vorhanden ist.

Der alte, echte Altar hat seine Aufstellung in der Sakristei gefunden.

Unter dem Zwang innerster Erlebnismwahrheit wob der bedeutende Holzschniker in den Dreifakt dieses Altars alles hinein, wovon die Steinmauern da draußen in der Kirche so gewaltig Zeugnis ablegen: Christus der Weltenherrscher. Dieser Mann, dessen Namen wir nicht kennen, glaubte an Jesus. Martersfeig philosophierte über ihn. Der Heiland an der Grenze der ev. Christenheit konnte sich nur als Kaiser der Seinen darstellen. Der Altar gehört zu dem Ergreifendsten, was die siebenbürgische Heimatkunst hervorgebracht hat. Schon der Wahlspruch auf dem Postament zu Füßen der Jesusfigur steht in seiner kraftvollen Überzeugungswahrheit (*Verbum domini manet in aeternum*) der weichern Aufschrift des Martersfeigschen Bildes gegenüber (*Kommet her zu mir alle usw.*) Das Taufbecken stammt aus der katholischen Zeit und soll von einem aus Konstantinopel hergestöckelten Meister gegossen worden sein (1472).

Eines Holzschnikerwerkes sei hier noch gedacht. Es ist die schmale Lüre, die der Geistliche unten vor dem Aufstieg zur Kanzel zu öffnen hat. Der emblematische Inhalt der Szene stammt aus Jesaja 6, 1 ff. und bringt den Weiheaugenblick mit dem Wirkungskreis eines evangelischen Geistlichen in sinnreiche Beziehung. Wolken ballen sich über Wolken, als hätte Berninis Konzeption zu diesem Miniaturstück Pate gestanden. Die fantastische Geste des härtigen Engels teilt sich dem wichtig gebauschten Kleide mit. Der Singer geriet wohl in der Absicht das Werk *ad oculos* zu demonstrieren, überlang. Der Kopf des Propheten formte sich zum jugendlichen Unschuldsgesicht, wie man ihn nicht eben häufig in der Kunst des siebzehnten Jahr-

hundreds findet. Daß sich das Angesicht des Engels als eines Sendlings einer höhern Macht dem Künstler in den Gesichtszügen eines wohlweisen Rathherrn dieser ehrsamem Stadt darstellte, darf bei der beinahe absoluten Macht der oligarchischen Patrizierpartei uns nicht wunder nehmen. Die Herren Theologen saßen in der Kirche Sonntag für Sonntag diesem Schnitzwerk gerade gegenüber und mochten wohl dies in den stundenlangen Predigten des 17. Jahrhunderts nicht ohne sonderliche innere Ergözung stillschweigend wahrgenommen haben.

Zu den Teilstücken des Domes, die bei dem Brande von 1689 nicht zertrümmert wurden, gehören die Apostelfiguren, die rings an den Chorpfeilern oben Wache halten, Sie wurden dem denkbar schlechtesten Materiale, dem sogenannten Karpathensandstein, entnommen und haben insolgedessen im Laufe der Jahrhunderte nicht wenig gelitten. Dennoch verraten sie einen vollendeten Meister. Die gotische Verzückung, die sich stets in einer gewissen Starrheit äußert, ist hier durch eine Leben erzeugende Geste meist unterbrochen, ohne daß dabei die Einheitslichkeit zerstört oder gar bis zum Barock vorgestoßen worden wäre, aber deutlich genug, um die Herbheit des Angesichtes mit Milde zu übertauen. Ich glaube kaum, daß die gesamte deutsche Plastik vieles besitzt, was dieser Formenwelt an die Seite gestellt werden kann. Unter den besterhaltenen Figuren bleibt der Johannes ein Muster ergreifender Jugendschöne. Wer unter den regelmäßigen Besuchern von Gotteshäusern heutigen Tags mit Aufmerksamkeit Umschau hält, wird diesen Typus des frommen Jünglings, der in gottergebenem Gebet die Augen leise schließt, in unsterblicher Wiederkehr, wenn auch in veränderter Kleidung immer von neuem erkennen. Das Ueberzeitliche, ewig Menschliche erweicht das Eis der gotischen Starre, und das unveränderlich Lebendige tritt warm in Erscheinung.

Diese Vermenschlichung, im Grunde ein Durchbruch des Renaissance-Heidentums, hat also seinen Wellenschlag bis heraus nach Siebenbürgen geführt. Jenseits der Karpathen weiß man nicht, was Renaissance bedeutet. Allerdings wurde diese Welle von immer neuartigen Anstürmen überspült. Wenn aber ein ernster, mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug von heute versehener Forscher sich die Muße nähme, den Dom nach neueren Grundsätzen zu durchtasten, stieße er sicher auf Werte von eigenartigster Harmonie, die zu den verschiedensten Epochen in künstlerischem Einklang stehn. Das Zentrale ist nicht immer das allein Wertvolle, und oft liegt gerade im Wesen des Auslanddeutschen jener im Mutterlande nicht selten vermißte Zug von nationalem Willen zur Thatkraft.

Das Grab eines Kindes

von Michael Sadoveanu

aus dem Rumänischen übersezt von B. F. Czifeli - Schäßburg

Von einem Kinde soll erzählt werden, von einem kleinen Knaben. Vor kurzem erst hat er seine großen verwunderkten blauen Augen in dieser Welt aufgeschlagen. Vor kurzem erst ist er aus dem Dunkel hervorgetreten; er versteht ein paar Dinge, die dem Heute angehören; daran, was gestern war, erinnert er sich nicht mehr; daß es ein Morgen gibt, ahnt er vielleicht nicht einmal.

Er mag vier bis fünf Jahre alt sein. Er ist niedlich mit seinem bleichen Gesicht, worin nicht viel Blutfarbe zu sehen ist; mit seinen runden Wangen, die aber schlaff sind wie bei Genesenden; mit seinem kleinen Näschen, einer winzigen Erhebung inmitten des Gesichtes, über dem roten Mund, unter der großen, etwas gewölbten Stirne, zwischen den wasserblauen Augen, die nicht funkeln und nicht herumwandern, um beständig nach Süßigkeiten zu spähen (wie die Augen seines Spielgefährten Tica). Seine Lider mit den langen Wimpern sind schwer gleich denen eines Schlaftrunkenen und heben und senken sich langsam. Er ist höher gewachsen als Tica, aber weichlicher, erscheint kräftiger und bekommt dennoch von diesem Schläge, Kopfnüsse und Püffe in die Weichen, worauf er laut weint und gleich wieder still wird. Nach solchen Erlebnissen ist ihm das Spiel umso wertvoller, dann leuchtet sein Gesicht heller von einem verhöhten Lächeln. Sonst liebt er die ausgelassenen Spiele nicht sehr. Er empfindet eher Furcht, wenn ihn der andere an Zügeln von Bindfaden lenkt, ihn antreibt und mit der Peitsche schlägt. Er würde gern auf dies Spiel verzichten, denn gewöhnlich ist nur er das Pferdchen. Ein besonderes Vergnügen findet er darin, mit großen Augen die Bilder anzustarren, die das Leben ihm bietet und die ihm alle noch neu sind und unverständlich.

Er schleicht sich heimlich in den Garten und setzt sich, die Zungenspitze zwischen den Lippen hervorgeschoben, neben einen Ameisenhaufen, streckt einen Finger aus gegen das blinkende Gewusel und zieht ihn gleich wieder zurück. Er schaut lange einem Finken nach, der von Zweig zu Zweig hüpfst, auf den Bäumen in Großvaters großem Garten; er möchte mit ihm sprechen, ihn mit dem Finger herbeiwinken. Er setzt sich an das Ufer des kleinen Baches, der durch die Mitte des Fleckens und beinahe durch alle Gärten läuft; er plagt sich mit einigen Steinchen, um „die Braut über den Bach zu schicken“, wie er es von den großen Buben gesehen hat; legt sich dann ins Ufergras, stützt den Kopf auf die rechte Hand, läßt die Finger der Linken ins Wasser hängen, bewegt sie wohlgefällig und blickt mit halbgeschlossenen Augen auf sie hin. Eine Biene fliegt durch den Sonnenschein wie ein goldener Faden, dicht an seinem Strohhut vorbei, dicht neben seinem blonden Haar, das beinahe weiß ist; er erhebt den Blick zu ihr und lächelt ihr glücklich nach. Von irgendwo, aus den dichten Bäumen, hört man einen Pirol rufen; er erhebt sich rasch: „Da!“ blickt um sich und sieht nichts. Auf den Wellen funkelt der Sonnenschein; wieder sinkt sein

Kopf, und in den glücklichen blauen Augen spielt ein ebensolcher sanfter Schimmer mit dunklen Pünktchen und goldenen zitternden Lichtern wie auf dem Grunde des Bächleins. Er hat einen guten Freund, Bijou, einen klugen kleinen Hund, der sich ruhig am Bart und an den gebogenen steifen Schnurrhaaren ziehen läßt, die er an der Schnauze hat. Wenn die Sonne heiß scheint, setzen sie sich beide in den Schatten des Plankenzaunes. Eine Zeit lang spricht der Knabe und das Hündchen hört ihm zu, wobei es die Ohren und die Borsten an seiner Schnauze bewegt und mit dem buschigen grauen Schwanz wedelt. Dann erheben sie sich zu einem Spaziergang durch den Garten. Sie finden einen kleinen Laubfrosch. Der Knabe bleibt stehen, verwundert, lächelnd. Der Hund steht steif da, den Kopf gegen die Brust gedrückt, und knurrt kurz: „Burr!“ „Was ist das, Bijou?“ Aber der Hund kann es nicht sagen; er wedelt nur mit dem Schwanz und schaut, gleichfalls verwundert, bald seinen Gefährten an und bald das grüne Fröschen.

Im Hause, in dem großen ruhigen Haus dieses Bukowinaer Fleckens, sieht der Knabe viele Gesichter. Aber er lächelt nur dem Großvater zu — dem Großvater mit der Pfeife — und der Großmutter — Großmütterchen mit der Brille — die immer Strümpfe strickt. „Mamachen“, seine Mutter hat so viel zu tun, sie muß Besuche empfangen, muß auf der Kurpromenade spazieren gehen, und der Knabe blickt scheu zu ihr hinauf. Der Vater mit dem großen Schnurrbart und dem düstern Gesicht sieht ihn gar nicht an. Und wenn eine von beiden, Vater oder Mutter, auf dies kleine Menschlein stoßen, betrachten sie es, als ob sie es mit den Augen abwägen wollten. Vater fragt: „Nun, meine Liebe, warum schaut er so schläfrig drein? Was hat er?“ Sie antwortet rasch und beide sehen ihn mitleidig an, vielleicht schämen sie sich auch, und der Knabe fühlt, daß er nicht geliebt wird. Das merkt er auch daran, daß weder Vater noch Mutter ihn jemals schön anzieht, und daß sie ihn nie zum Spazierengehen oder zu Besuchen mitnehmen. Der Knabe denkt einen Augenblick lang nach. Wie ihre Gesichter verschwunden sind, denkt er auch schon an etwas anderes: an den Garten, den Bach, an seinen Freund Bijou und, mit einer gewissen Angst, an Tica. Dieser Tica hat immer eine kleine Peitsche oder eine Rute und schreit und macht Lärm. Mutter sagt laut zur Großmutter: „Schau, warum hat meine Schwester so einen tüchtigen Jungen? Sie hat eben den geheiratet den sie gewollt hat.“ So spricht sie aber nur, wenn weder Großvater noch Vater im Zimmer ist. Die Großmutter nickt und spricht leise; und der Knabe horcht verwundert und begreift nichts, aber die Worte behält er im Sinn, mit ihrem Klang, mit dem ärgerlichen Gesicht der Mutter und mit Großmutters gütigem Blick über die Brille hinüber.

Zuweilen taucht in Bubis Leben auch noch ein Junge auf. Der ist schwarz wie ein Teufel — ein Zigeunerjunge. Er lacht, schwacht, zieht Kieselsteine aus dem Busen, bringt ihm bald eine wilde Aprikose, bald eine Birne und erzählt, daß sie ihn „zuhause“ mit der Peitsche und mit dem Stock prügeln.

Aber Bubi fürchtet sich oft vor ihm.

Er schaut mit seinen pechschwarzen Augen durch die Ritzen des Bretterzauns, springt von den höchsten Planken herunter, klettert auf die Bäume, schlägt ein Rad

nach dem andern, grinnt, macht das Bellen der Hunde, das Miauen der Katzen nach — und dem Knaben kommt es vor, als ob es mit ihm nicht recht geheuer sei. Tica will mit dem Zigeuner nicht spielen, Mamachen hat es ihm verboten; wenn der Großvater sein braunes, schmutziges Gesicht erblickt, nimmt er sogleich die Pfeife aus dem Mund und fängt an zu schreien: „Du leibhaftiger Teufel du, bist du schon wieder da? War! dir will ich zeigen!“

Und der kleine Zigeuner gleitet wie eine Eidechse zwischen die Sträucher und verschwindet. Aber der Großvater, kräftig, breit, mit großem Bart, kommt herbei und legt dem Knaben die Hand auf den Kopf: „Bubi, du sollst mit diesem Galgenstrick nicht spielen. Hast du gehört? Wirfst du nicht mehr mit ihm spielen?“ „Nein!“

Aber nachdem Großvater fortgegangen ist, erscheint der Zigeuner wieder, zwischen zwei grünen Sträuchern, mit funkelnden Augen und grinnt mit seinen weißen Zähnen.

Großvater hat eine Apotheke gehabt. Jetzt, da er alt geworden, hat er das Geschäft seinem Schwiegersohn, dem Onkel Lukas übergeben, dem Vater Ticas. Beide Knaben schleichen sich in das große, altertümlich gewölbte Laboratorium mit der hohen Esse, durch die man den blauen Himmel sieht.

Da betrachten sie mit staunenden Augen alle die Flaschen und all' die bunten Pulverschachteln, die längs der Wände in Gestellen bis obenhin stehen. Der Laborant, Onkel Georg, murmelt vor sich hin und sagt ihnen Dinge, die Bubi nicht versteht. Er schenkt jedem von ihnen ein Gläschen, streicht dem stärker verstruwelten liebkosend über den Kopf und flüstert: „Bubi, du bleib so, wie du bist, wenn Gott es will...“ Und der Knabe spürt, wenn Onkel Georg seinen weißen Kopf und seine rote Nase zu ihm hinabbeugt, so etwas, wovon er sich keine Rechenschaft geben kann, einen starken Geruch.... Mit Tica versteht sich Onkel Georg nicht recht. Tica zerbricht jedesmal eine Flasche oder wirft einen Napf mit Pulver um, und der Alte murmelt und droht ihm mit dem Finger: „Quälgeist, du Quälgeist, du bist doch niemals bei Verstand!“ Aber Tica zieht den Mund in die Breite, lacht laut, so daß sein Gesicht lauter Falten kriegt und seine schwarzen Neuglein funkeln, und klatscht in die Hände: „Du Saufaus, du Saufaus. Ich verklag' dich bei der Großmutter. Du machst Schnaps und trinkst ihn, stiehlst Brot und ißt es!“ Und eines Tages hat Tica Bubi bei der Hand genommen, und sie sind beide zur Großmutter gegangen, die, wie immer, Strümpfe strickte.

Tica hob den Kopf hoch: „Schau, Großmütterchen! Georg hat ein Stück Brot gestohlen... Und er hat sich versteckt und hat es gegessen... Und er trinkt aus einer Flasche... Auch Bubi hat ihn gesehen“.

„Ich hab ihn nicht gesehen“, sagt Bubi leise.

„Bist du aber dumm, du hast ihn doch gesehen!“ sagt Tica, fuchelt mit den Händen. „Ich, ich hab ihn gesehen!“

„Was du nicht sagst“, verwundert sich Großmutter lächelnd.

„Ja, ja, Großmutter! und schau nur, er schläft auch immer“.

„Schweigt, Schweigt, erschreckt mich nicht! Hörst du?“

„Ja, Großmutter, er schläft und deckt sich gar nicht zu!“

„Nicht möglich! Aber wenn es so ist, dann werd' ich ihm den Kopf zwischen die Ohren stecken!“ . . .

Die Kinder gehen wieder. Bubi sagt nichts, er denkt nach. Tica ist zufrieden und verzieht den Mund zu einem boshaften Lächeln. Wie er Georg erblickt, klatscht er in die Hände!

„Ich hab dich bei der Großmutter verklagt! Das freut mich. Sie wird dir den Kopf zwischen die Ohren stecken“ . . .

„Ja, du Quälgeist, so ist's, Quälgeist!“ murmelte Onkel Georg lächelnd.

Bubi aber schweigt und schaut mit seinen großen blauen Augen bald den einen, bald den andern an.

In dem kurzen und schnellen Ablauf von Bubis Leben ereignet sich viel. Aber diese Ereignisse werden hier nicht nach ihrer Wichtigkeit an und für sich ausgewählt; sondern sie werden gewählt und dargestellt, je nachdem ein warmer Blick aus guten Augen, ein sanftes Wort, ein Sonnenstrahl in sein Leben gefallen ist. Und es sind Ereignisse aller Art, welche vielleicht in Sinn und Geist aufbewahrt bleiben werden für die spätern Jahre.

Ein Markttag. Auf dem schmutzigen Platz vor dem Haus und der Apotheke hat sich eine Menge Menschen zusammengedrängt. Sie wimmeln durcheinander im sommerlichen Staub, in einem Gemisch schreiender Farben . . . Alle sprechen und fuchteln mit den Händen, so daß ein dumpfes Summen, wie aus einem Bienenstock, bis auf die Glasveranda dringt, wo Großvater im Lehnstuhl sitzt und gemächlich eine lange Pfeife raucht, die ein Mundstück aus rötlichem Bernstein hat. Dieselbe Farbe wie der Bernstein haben auch die drei ersten Finger seiner Rechten und auch Bart und Schnurrbart in der Gegend, wo der Alte die Pfeife in den Mund zu stecken pflegt.

In der Glasveranda ist es warm, sehr warm; die Sonne malt zitternde Licht- ringel auf die Dielen. Bubi steht neben dem Großvater; er schaut dem blauen Rauch nach, der sich in träge Kreise auflöst; schaut dem Spiel des Lichtes zu; zuweilen wirft er auch einen Blick nach dem Leben auf dem Markt; dann kehrt er sich um und versucht, mit ausgespreizten Fingern, eine Fliege zu fangen, die sich im Winkel der Glasscheibe abmüht, um hinauszukommen.

Großvater sieht nichts von den Bewegungen seines Enkels; er raucht: Pass, pass! und blickt nach den Scheiben, hinaus. Aber aus des Kindes blauen Augen stiehlt sich zuweilen ein heller Blick voll Liebe auf den unbewegt darsitzenden Greis.

In die Apotheke sind durch die andere Tür, die offene, zwei „große“ Buben, von etwa zehn Jahren, eingetreten. Beide sind barfuß, ärmlich gekleidet und haben grüne Hütlchen auf dem Kopf, wie die Deutschen sie tragen. Bubi errät, daß die Jungen kommen, um sich „Soda“ zu kaufen.

Sie sind rasch wieder herausgekommen. Der eine trägt die Flasche, der andere den Becher. Glücklicherweise setzen sie sich auf die Bank vor der Veranda. Anfanglich geht alles in Ordnung vor sich. Jeder trinkt einen Becher. Beiden füllen sich die Augen mit Tränen, und es ist ihnen, als ob sie Feuer durch die Nase atmeten. Sie sehen einander an.

„Sei, das schmeckt verflucht gut!“ sagt der Eine, scheinbar der Größere.

„Gut“, spricht der Andere, bestimmt und mit Nachdruck.

„Mir ist es in die Nase gestiegen. Und dir?“

„Mir auch“.

Einen Augenblick schweigen sie. Plötzlich fragt der Größere:

„Weißt du aber auch, wie man Soda macht?“

„Nein“.

„Ha, wie dumm du bist! Wie kannst du das nicht wissen?“

Aus der Veranda hört Bubi aufmerksam zu. Der Alte lächelt und pafft.

„Schau“, sagt der Junge, „ich bin einmal in die Fabrik eingetreten und hab zugehört. Sieh, dort ist sie . . . Pßt, pßt, pßt. (Bubi denkt an die Gestelle mit den Flaschen und an Onkel Georg). Und schau, he, da ist ein Rad, he . . . weißt du, wie groß das ist? Wie von hier bis dorthin, ja! Sehr, sehr groß, und das drehen zwei Männer . . . ja! . . . Ich hab's einmal geschaut, ich bin in den Hof gegangen und hab durch die Türe geschaut, durch die Türriße. Alles hab ich gesehen, wie man die Flaschen herausnimmt.“

Der Kleinere hört aufmerksam zu, aber seine Blicke sind auf den Becher gerichtet. Dann füllt er ihn sich leise, verfohlen. Der Erzähler läßt es einmal geschehen, dann aber, wie jener beim zweiten Glas ist, hält er inne und macht ein böses Gesicht:

„Jetzt, nicht sei ein Schweinehund! Gib mir auch!“

Nun bricht der Streit los. Der Große ergreift den Becher und tut einen Schluck. Der andere legt die Hand auf den Flaschenhahn und „ffsch!“ spricht er seinem Kameraden in die Augen. Das Glas fällt mit einem scharfen Klirren zu Boden, die Flasche kollert auf die Bank, und die Jungen purzeln die Treppenstufen hinab. Sie stehen wieder auf und laufen erschreckt davon, mit ihren nackten Füßen durch den Staub tappend. Auf der Schwelle der Apotheke erscheint verwundert der Lehrling. An der Straßenecke steht man noch einen Fuß, im Laufen erheben, der im Augenblick verschwindet. Die Leute auf dem Platz blicken nach der Richtung — und Großvater nimmt die Pfeife aus dem Mund und lacht und lacht.

Und auch Bubi lacht mit leuchtenden Augen in einem ungewohnten Heiterkeitsausbruch.

Beim Abendbrot, im Licht der Lampe, herrscht große Fröhlichkeit. Außer Vater und Mutter, außer Onkel Lukas und „Lantl“, außer Großvater und Großmutter und dem „Subjekt“, sind auch noch andere Leute da, unbekannte. Bubi sitzt neben Tica, nahe beim Großvater. Es herrscht große Fröhlichkeit, alle sprechen, alle lachen herzlich, aber Bubi versteht nichts davon. Er spielt mit dem blauen gläsernen Messerbänkchen. Er schaut hindurch in das goldige Licht und sieht zehn Großväter statt des einen.

Der Großvater hat ein Besteck, dessen er sich seit seiner Jugend bedient, eine Gabel mit fingerbreiten Zacken, ein abgewetztes, dünnes Messer, von dessen Klinge nur noch die Hälfte da ist. Großvater hat noch etwas Besonderes an sich: er ist

langsam, spricht selten und mit zitternder Stimme und nickt dazu mit dem Kopf, als ob er beständig sagte: „Ja, ja, ja!“ Die Großmutter gegenüber mit den glänzenden Brillengläsern, mit dem gutmütigen, fröhlichen Gesicht, wackelt gleichfalls mit dem Kopf, aber nach rechts und links, als ob sie sagte: „Nein, nein!“

Man bringt Bier zu Tisch, Flaschenbier, von der Sorte, die Bubi gern mag, schon seit dem Tage, wo sie ihn hieher in den Flecken brachten. Der Flaschenkork trägt oben einen silbernen Bären mit einem Knüttel zwischen den Pranken. Der Knabe hat schreckliche Lust, einmal mit dem Bären zu spielen. Aber niemand hat sein Acht, und niemand gibt ihm ihn.

Und wie eingewiegt von dem Gespräch, das ihn rings umschwirrt, fallen Bubi, langsam, langsam wie immer, die Augen zu. Es ist ihm, als ob jemand ihm leis über die Stirne striche, dann als ob jemand ihn an der Hand, an den Ohren zöge — und er erwacht. Er ist wie aus den Wolken gefallen, blickt verwundert alle rings an, die lachend auf ihn schauen. Er schämt sich, es kommt ihm zu weinen. Er gleitet vom Stuhl herab und geht zu Bette. Mit geschlossenen Augen wirft er sich aufs Bett. Das Mädchen kommt und will ihm die Schuhe ausziehen. Sie versucht die Schnürsenkel aufzuknoten, bringt es nicht fertig und fängt mit den Zähnen daran zu ziehen an. Ihr Atem kitzelt Bubi am Fuß, und ein Schauer läuft ihm über den Rücken.

Des Morgens. Bubi ist eben angekleidet und tritt in die Glasveranda, um Großvater die Hand zu küssen und zu belen. Er möchte so bald als möglich Bijou besuchen oder in den klaren Bach im Garten sein Spiegelbild besehen. Er denkt auch an den könnenden Pfiff des Pirols und sinnt nach: Wer sollte wohl so pfeifen?

Er hat Lust zu spielen. Aber Großvater weiß nichts davon; er nimmt ihn, nimmt auch Tica zwischen seine Knie, drückt sie mit seinen Greifenarmen aneinander und sagt mit sanfter Stimme: „Sprecht mir nach . . .“

Bubi wartet.

„Vater unser, der du bist im Himmel . . .“

Dem Knaben kommts zu Bewußtsein, daß Großvater ein wenig besonders riecht — nach Großvater. Er murmelt — und die Zunge verwickelt sich ihm ein wenig — die Worte des Alten nach:

„Vater unser, der du bist im Himmel . . .“

„— Geheiligt werde dein Name“, sagt Großvater wieder, „dein Reich komme . . .“ Großvaters Hände sind rot getüpfelt wie Forellen. (Den Namen dieses Fisches, den er gern hat, hält Bubi wohl im Sinn).

„Dein Reich komme“.

„— Dein Wille geschehe . . .“

Großvater hat einen Zahn im Mund, einen einzigen, und der ist schwarz und sieht aus wie eine zerbrochene Bohne.

„Dein Wille geschehe!“ murmelt der Knabe und hat die Augen auf Großvaters Zahn.

„— Wie im Himmel, also auch auf Erden . . .“

Großvater trägt an der Uhrkette ein dreieckiges Anhängsel, worin ein Auge erglänzt, „das Auge Gottes“.

„Wie im Himmel, also auch auf Erden . . .“

„— Unser täglich Brot . . .“ setzt Großvater fort. Und der Knabe hebt die Hand, um eine Fliege wegzujagen, die sich ihm hinters Ohr gesetzt hat und ihn kitzelt. Er spricht etwas lauter:

„Unser täglich Brot . . .“

„— gib uns heute!“

„gib uns heute“ stammelt das Kind und hat ein Gefühl, als müßte es gähnen, ob es gleich kaum aufgestanden ist.

„— Und vergib uns unsere Schuld . . . Und führe uns nicht in Versuchung“.

Man hört einen langen Pfiff, der wie ein Peitschenhieb die lichterfüllte Stille des Morgens zerreißt. Bubi denkt: „Der Zug kommt“, wendet die Augen nach der Seite, woher das Pfeifen erschollen ist, und spricht dem Alten nach:

„Und führe uns nicht in Versuchung!“

Der Zug kommt rasselnd hinter einem Hause hervor.

„Sondern erlöse uns von dem Abel! . . .“

Jetzt fühlt Bubi, daß sein Gefährte neben ihm fertig und bereit ist, mit dem Kopf voran durch den Glasgang davonzuschürzen. Auch er möchte am liebsten aufspringen. Aber Großvater hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

„Im Namen Gottes, des Vaters . . .“ sagt der Greis.

„. . . und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ vollendet der Knabe mit lauter Stimme. Er sieht, daß Tica an seiner Seite ein großes Kreuz schlägt, vom Scheitel angefangen, da macht auch er ein ebenso großes, zufrieden, daß er mit dem Beten fertig ist, küßt dem Großvater die Hand und springt zum Fenster, um zu sehen, wie der Zug vorbei fährt.

(Schluß folgt)

Fritz Walter Bischoff

Ein schlesischer Dichter

Von Viktor Kubczak (Breslau)

Es ist nicht verwunderlich, daß man Fritz Walter Bischoff noch wenig kennt. Denn Bischoff ist eine der echten, verheißungsvollsten Begabungen der jungen Generation. Er ist Schlesier und lebt in Breslau. Und er ist Schlesier in seinem Werk, freilich nicht im Geiste provinzieller Genügsamkeit, sondern in jenem tieferen Sinn durchbluteter landschaftlicher Verbundenheit; ein Dichter, der Früchte auf dem Acker, nicht auf dem „Europäertum“ bestellt.

Bischoffs Werk hat die Wandlung der Dichtung vom Spiel zum Leben, vom Ästhetischen zum Ethischen und wiederum zur Form vollzogen. Das ist ja das

Schicksal der neuen Jugend und ihr Sinn, das müde Alte, leuchtend Versunkene, das unbekümmert und unberührt von geistiger Not neben dem Leben stand und sich an seinem farbigen Abglanz spielend erfreute, zu überwinden. Ihr besser Teil hat die Feuerprobe bestanden und sich aus dem Strudel der Anarchie an das andere Ufer gerettet, aber noch liegt diese glücklichere Jugend, die das Gewissen der Welt sein möchte, meist im bitterlichen Kampf um die neue Weltgestaltung, noch hat sie sich die neue Form nicht zu erobern vermocht. Sie hat den Charakter, aber noch nicht das neue Gesetz der Form. Die Form, die dem Alter ausschließlich genügte, die Form, die diese neue Jugend verwarf. Ihnen allen, Werkleuten der bauenden Kunst, Wanderern in den ewigen Morgen gehört unsere Liebe, und der aufrichtige Wunsch, daß ihnen nicht der Ausbruch des Geistes genüge, daß vielmehr der Wille zum Gesetz Gestalt annehme, wie ich das heute schon an Fritz Walter Bischof anzeigen darf.

Sein Werk ist ein neuer Lebensstrom, der weitab den Strömungen irgendwelcher Modernität sich Bahn bricht und ins Unendliche sich ergießt. Eine Dichtung, die nicht von der Zeit ihre Impulse empfängt und Massengedanken sensationell aufgreift, sondern der Zeit aus eigenem zu geben vermag, weshalb auch ihr Schicksal ist, keine Massensuggestion zu erzielen; und noch ein anderes erklärt die vorerst geringfügige Auswirkung. Sein Werk ist so unerbittlich sorgsam gefeilt, daß es einen großen Kreis Verständiger, die solche Kunst zu würdigen wüßten, nicht vorfindet. Wer flüchtig zu lesen gewohnt ist, und wie die meisten von einem Buch nicht geistige Anspannung, sondern Entspannung oder Erregung erwartet, der wird sein Werk als zu schwer zugänglich ablehnen. Denn, wo andere wortreiche Abschnitte brauchen, um Stimmung anzubahnen oder zu steigern, wieder ausschwingen zu lassen — dafür steht nur ein Satz. Aber alles ist darin eingefangen, und alles ist heraus zu hören. Nur ist es so wesentlich und tief, auf engstem Raum gedrängt, daß es dem Leser langsam „eingeht“.

Seit seinem ersten Gedichtbuch gehört Bischoff zu den ungewöhnlichen Verheißungen, seit seinem letzten Werk schon zu den Notwendigen, die Linie seiner Entwicklung hat überzeugend gezeigt, daß der Dichter ernsthaft an sich arbeitet und den richtigen, nämlich den ihm gemäßen, Weg erkannt hat und ihn gefestigt unbeirrt auch weiter gehen wird. Das erspart uns, zu seinem Erstlingswerk diesen oder jenen kritischen Einwand zu erheben, der inzwischen nicht widerlegt, aber überholt wäre.

Bischoff ist erfreulich jung, aber in nichts verwandt dem Typ des Literaten; er ist Romantiker und Erbe hoher Ahnen, der besten Vergangenheit dankbar verpflichtet, ohne je aufzuhören, ein Berufener, Eigener, Ursprünglicher zu sein. Freilich empfindet man mitunter noch, daß die Einfachheit seiner dichterischen Form nicht die Einfalt der Naivität, sondern das Zeichen reifster Kultur hat. Der Lyriker offenbart sich schon in seinem ersten Gedichtbuch „Gottwanderer“, deutlicher noch in seinem wunderschönen Gedichtbuch „Die Gezeiten“; ein unerhörtes Balladenbuch, das von dem literarhistorischen Begriff der Ballade blutwenig hat, weil es bluthaftes Naturerlebnis ist. Da ist einem, als ob man dem Sturm entgegentiefe. Die Stimmung, die Traum-

musik seiner Lyrik befrört; verschollene Märcheneinsamkeiten blühen auf, Sagenquellen rauschen, Lieder sinnen von Blume und Krume, Mensch und Tier und Baum, holde Träume und düstere Schatten überströmt von geheimnisvollen Glanze, beschwört sein Zauberstab. Aber diese Lyrik vermöchte durch den Klang allein nicht zu bannen, wüßte sie nicht das Wort zu befeelen, empfinde sie nicht Saft und Kraft von der Mutter Erde; lebte sie nicht von den tiefen Wundern der Natur und den Stürmen des Lebens; so ist sie erdhast zugleich und auf das Ewige bezogen. Diese Spannung ist wesentlich für ihren Wert. Wie schön sind diese Lieder, Legenden, Balladen in ihrer Romantik und Mystik, ihrer Innerlichkeit ohne jedes Gefue, ihrem Hellsehen ohne Deutelei, ihrer Naturnähe ohne sentimentale Schwärmerei. Immer ist seine Seele auf der Wanderschaft über die Erde hin zu Gott, oder sie gönnt ein besinnliches Rasten im Gleichnis. Sehnsüchtig und inbrünstig umfaßt sie die ganze Fülle der Welt mit ihren dunklen Mächten, mit ihren Wäldern und Sternen.

Bischoff ist ein seltenes Formtalent. Er beherrscht den ganzen edlen Reichtum der deutschen Sprache. Seine Gedanken vermag er bis zum letzten gültigen Ausdruck zu bringen. Mitunter mag man wohl befürchten, daß diese Freude am Wortmusizieren im ungebundenen Spiel einer berauschten Phantasie zu mutwilligen Schnörkeleien verführen, der geradlinigen Schlichtheit des Wortes Gewalt antun, den Sinn dem Klang, dem Bild unterordnen könne. Aber wiewohl zu solcher Vermutung sich mancher Anlaß findet, ich denke an die Gefahr der Künstelei, der Uebersteigerung des Ausdrucks aus Musikalität — wie mich im „Gottwanderer“ auch einiges stört, was mir nur komische Gebärde zu sein scheint —, man ist nicht lange besorgt, wenn man Gedichte findet, schön und einfach, echt und gesund, volksliedhaft. Köstliche Dinge sind in den „Gezeiten“ geborgen; nach dem hymnischen Schwung, dem weitausgreifenden Rhythmus der „Gottwanderer“-Gedichte schreiten diese in strengerem Maß. Der fiebernde Hymnus hat sich zur Ballade beruhigt.

„Unter dem Hollunder, Ach die Zeit verrann,
 Unter dem Hollunder,
 Als die Mägde gingen
 Milch ins Haus zu bringen,
 Sahest Du mich an.“

Wüßte ich von ihm nicht mehr als diese Strophe — ich würde von dem wahren Dichtertum Bischofs überzeugt sein.

Man höre ihn, wenn er die Heimat besingt:

„Er kommt nicht mehr, müd in die Gärten fallen schon die Sterne,
 Und in den Waben schwommt zum dritten Mal der Seim.
 Im Frühling wünschten sich die Jungen in die Ferne,
 Jetzt sind sie lange wieder schon daheim.
 Sie sind daheim, wo Wälder rauschen alt von Zauberein,
 Wo in den Brunnen singt der alte Sagenstimm
 Heut wird das Holz geschlagen, denn es wird bald schnein.
 Ach, die Zeit geht hin.“

* * *

Oder wie er den aus der Fremde heimkehrenden Sohn empfängt:

„Vater kommt gebückt vom Winterstalle
Und die Mutter schaut, blickt mich prüfend an
Ob ich ihr noch gefalle
Weltverflagner Wandersmann.“

Oder wie er dem Pflüger nachsieht:

„Du siehst ihn lang, am Abend spät noch schreiten,
Berdunkelt, riesig, fern,
Und in die aufgeworfnen schwarzen Schollenbreiten
Fällt fruchtbar Stern um Stern.“

Bischoff ist auch ein echter Epiker, das beweist schon sein Roman „Ohnegesicht“, der Roman eines Goldsuchers, das Erlebnis einer heißen Jugend, in dem sich Schuld und Schicksal, Schwäche und Wille, Verneinung und eine ewige Unruhe des Herzens festsam verknüpfen, aber ungelöst und unerlöst bleiben. Und hier ist eine Anmerkung wichtig: diesem Menschen ist Gott nicht wie so vielen andern heut ein Fangball jonglierender Dialektik, nicht Vorwand, um sich selber zu beweisen. Ihm ist Gott Urgrund und letztes Ziel; andächtig kniet seine Seele vor dem Geheimnisvollen, wo der Verstand nicht mehr begreift. Er hat die Demut des Herzens.

Aber erst mit dem nächsten Roman „Alter“ erreichte Bischoff die Höhe seiner epischen Kunst. Die künstlerische Entwicklung hat sich von „Ohnegesicht“ zum „Alter“ mit beinahe beängstigendem Tempo vollzogen. Dieser Roman ist schon mit epischer Ruhe und Sicherheit gestaltet. Im „Ohnegesicht“ wird der Dichter noch fortgerissen vom Strudel seiner Gefühle; hier steht er schon neben dem Geschehen; vielleicht noch nicht darüber. Im „Ohnegesicht“ verbirgt sich das lyrische Element nicht, es steht fast noch als lyrische Einlage darin, hier sieht man das Lyrische nicht mehr. Es ist wie der Saft des Erdreiches in der Pflanze aufgefogen; man hört es nur noch aus tiefen Schächten singen. Das ist die wundersame Musik dieses „Alter“-Buches, die, verborgen dem Auge, aus jedem Satze rauschend aufklingt. Alles, was in diesem Roman gesagt wird, ist wesentlich, verinnerlicht; das Einzelne verdichtet, auf das Ganze bezogen. Nirgend verliert er sich mehr lustwandelnd im Überflüssigem. Alles ist geordnet aus hoher Schau. Die Spannung wird von Anfang bis zu Ende durchgehalten, mit einer Kunst, die ebenso unbedingt eingeborne Begabung und Gnade, wie durch vorbildliche Werkfreude erarbeitete Leistung ist. Nie wird zuviel gesagt. Behutsam bewegt sich die Handlung. Erst wenn man das Buch zum zweitenmale, also gewissermaßen rückwärts überliest, und überprüft und die Fäden aufnimmt, merkt man, wie sorgfältig daran gearbeitet worden sein muß. Dieses Buch enthält keine Sensation und verursacht keine Aufregungen. Es geht darin nicht um den Gegensatz von Jugend und Alter, um den Zwiespalt von Vater und Sohn (ein Thema, das eine ungebärdige, literarische Jugend schon oft zum politischen Manifest gemacht hat), die im Grunde nichts von einander wissen, obwohl sie von einander wissen möchten (und dieses heimliche Wissenwollen um den andern, daß eben unterscheidet Bischoffs Dichtung schon in der Haltung von den Manifesten der revolutionären Literaten), das „Alter“ wird vielmehr begriffen in seiner

eigenen Geltung; die Tragik des „Altens“, nicht das Thema „Sohn“ wird erlebt. Die Gestalten des in sich vergrabenen Vaters und der zarten Mutter sind herrlich gelungen. Das Schicksal des verlorenen Sohnes aber laßt unausgesprochen, ungreifbar wie eine drohende Wetterwolke auf ihrem Leben und bindet die Alten zur Schicksalsgemeinschaft. Es ließe sich noch vieles von der überzeugenden „Echtheit des Milieus“, mit der die Menschen und Menschlein der Kleinstadt in ihrem Wesen gezeichnet sind (was für viele ausschlaggebend sein mag), von der bezwingenden „Wahrheit der Charaktere“, dem Wert der „kulturgeschichtlichen“ Leistung sagen, aber nicht dieses „Soll und Haben“ ist das Wesentliche, entscheidend ist, daß es hier um Menschen geht. Es ist das Leben, das zum Greifen nahe, fruchtbare Leben, es ist der Atem der unter aller Ruhe unaufhörlich pochenden Natur. Ich sagte es schon, auch in diesem Roman hat der Dichter nicht völlig zur starren Objektivierung des Geschehens gefunden, noch steht er im Blutbann des Erlebens, noch fühlt man den Anteil, den sein Herz daran nimmt. Deshalb liebe ich dieses Buch so sehr. Was für den theorieverklarten Kritiker hier vielleicht noch zur letzten künstlerischen Gültigkeit fehlen mag, das ist an menschlicher Wärme gewonnen. Man lese dieses Buch, es gehört zu dem Schönsten was von junger Dichtung lebt. So einsam still, wie ein verzauberter Vorgarten, so seltsam tief, so überlegen weise, so voll Verständnis und Liebe, voll Innigkeit und Kraft; es ist mitunter, wie wenn „der schwarze Sternenvorhang hinwegrauscht und das tiefe, reine Licht sich aus unendlicher Tiefe ergießt.“

Der Dichter wird nächstens einen Novellenband veröffentlichen, der seine Lust am Fabulieren an bunten abenteuerlichen Geschichten aus allen vier Winden zeigen wird. Obwohl alles Schmuckstücke novellistischer Kunst sind, ist das Ganze gemessen am Kommenden, nur eine Zwischenarbeit. An einem großen Roman, einem Schicksalsbuch vom nördlichen Naturmenschen arbeitet er noch. Es wird ein zauberhaftes Buch sein. Aber wir brauchen uns heute nur an das vorliegende zu halten, um die Zuversicht zu haben, daß Bischoff, der 29-jährige, heute schon mehr als eine freundliche Verheißung ist, daß er sich erfüllen und vielleicht schon sehr bald zu den wesentlichen unversterbaren schöpferischen Gestaltern deutscher Dichtung gehören wird, auf den Schlesien, daß ihn heute noch nicht recht zu würdigen weiß, dann aber hoffentlich mit einem Gefühl der Beschämung stolz sein wird.

Bischoff ist, und das gibt meiner Hoffnung in einer Zeit menschlicher Unzulänglichkeit die freudige Sicherheit, ein Mensch, der sich in Zucht hält, der an sich Forderungen stellt, der gewissenhaft an sich arbeitet, ja die edlen Quarze seiner Begabung fast mühselig sorgsam ausgräbt. Dafür wird immer eine ganze, bis in die letzten Einzelheiten gefeilte, zum Kreise geschlossene Arbeit.

Wieviele haben wir gesehen, die an der voreiligen (geschäftlichen) Auswirkung ihres ersten Erfolges gescheitert sind. Ich meine deshalb, es ist kein Unglück, sondern Güte des Schicksals, wenn auch immer ein Unrecht der Teilnahmslosen und Unverständigen, wenn ein Dichter wie Fritz Walter Bischoff in aller Stille, in sich ruhend, ein Eigener, fern dem Getriebe des Geschäftigen, Unreinen und Müßig-Spielerischen,

fern den „Richtungen“ zuchtvoll an sich arbeiten konnte. Er wird sich in der Zeit durchsetzen, aber er wird seine Haltung nun wenigstens nicht mehr verlieren, die Haltung, die den Dichter vom Literaten unterscheidet.



Siebenbürgens Beziehungen zu Deutschland

Vortrag gehalten in der Berliner Funkstunde am 22. März 1927 von Dr. R. Csaki

Siebenbürgen! — Schon in den Dichtungen der mittelhochdeutschen Literatur-epoche leuchtet der Name geheimnisvoll lockend auf. Wurde doch der berühmte Zauberer Klingsor, der den Sängerkrieg auf der Wartburg entscheiden sollte, aus diesem Lande hergeleitet. Ein Land der unklaren Umrisse, der Rätsel auch in der volkstümlichen Sage, derzufolge der Rattenjäger die Kinder von Hameln, mit denen er in einer Berghöhle verschwunden war, in Siebenbürgen wieder ans Tageslicht brachte.

Die Nachkommen dieser Kinder sollen die deutschen Kolonistoren Siebenbürgens, die Siebenbürger Sachsen sein. Mit ihnen allerdings, die im Lichte der geschichtlichen Forschung als Auswanderer aus dem mittelhochdeutschen und Moselgebiet erscheinen, tritt Siebenbürgen aus dem Dunkel hervor, es wird eines jener Gebiete, das südöstlichste, das die mächtigste Ausbreitungsbewegung deutschen Volkstums im 12. Jahrhundert zivilisatorisch erfaßte.

Deutsche Dörfer erstehn in bisher undurchdringlicher Wildnis, die ganze damalige Kultur des Rheinlandes wird hierher an die Scheide zwischen Morgenland und Abendland verpflanzt, die rheinische Weinrebe gedeiht fröhlich an den Halden der inner-siebenbürgischen Berge, bald erhebt sich hier und dort im Lande auf Erhöhungen, inmitten der Dörfer oder oben auf steilem Burgberge, die romanische und in weiterem Verlauf die gotische Steinkirche. Der deutsche Handwerker bringt alle Kunstfertigkeit und Überlieferung aus dem Mutterlande mit, genau so wie daheim wird bis auf den heutigen Tag das fränkische Bauernhaus errichtet, in den ersten Jahrzehnten aus Holz, später, Jahrhunderte überdauernd, aus Stein und Ziegel. Eine besondere Entwicklungsmöglichkeit ergab sich hier — an der Pforte des Orients — in den bald angeknüpften Beziehungen zu den herrschenden Kreisen der anstoßenden Völker, für das Kunstgewerbe, namentlich für die Goldschmiedekunst. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert zählten die Goldschmiede zu den bedeutendsten Zünften, sie dienten der Prachtliebe des siebenbürgisch-magyarischen Adels, der Wojwoden der Walachei und der türkischen Paschas. Sie verwoben die Elemente deutschen Stilempfindens mit östlichen Motiven und erzeugten so ihren eigenen, ungemein ausgeglicheneren, von selbstbewußter Schaffensfreude zeugenden Stil. Der Zusammenhang mit dem Mutterlande wurde auch auf dem Gebiete des Handwerks aus dem Instinkte der völkischen Selbsterhaltung gepflegt, aber es ist doch auch bezeichnend, daß

im Mittelalter selbst Nürnberger Goldschmiedegesellen es nicht verschmähten, nach Hermannstadt in Siebenbürgen zu kommen, um die Besonderheiten und Feinheiten der dort bodenständigen Goldschmiedekunst zu erlernen.

Siebenbürgen, ein Land, dessen Berufung von jeher darin bestanden hat, Mittler zu sein zwischen den Welten des Ostens und Westens, hat seinen deutschen Gästen auch wirtschaftlich diesen Weg gezeigt. Heute noch hängen in den Kirchengestühlen die kostbaren orientalischen Teppiche, die der Kaufmann als teures Tauschgut von gefährlichen und abenteuerreichen Fahrten nach Hause brachte, und nach dem Westen hat ihn sein Weg bis nach Venedig und bis zu all den großen Handelsemporen, namentlich Süddeutschlands, geführt.

Doch die Bestimmung des deutschen Kolonisten an der Südostgrenze des ungarischen Königreiches ist nicht eine rein kulturell-wirtschaftliche. Das Banner der sächsischen Nationsuniversität, wie die in frühern Jahrhunderten politisch-staatsrechtlich zusammengesetzte deutsche Volksgemeinschaft offiziell genannt wurde, trägt heute noch den stolzen Wahlspruch »ad retinendam coronam«, zum Schutze der Krone! Es ist ein hervorragend militärisches Interesse, das der ungarische König im zwölften und in den folgenden Jahrhunderten an diesen deutschen Bauern und Bürgern und an ihrer organisatorischen Wehrkraft hat. Nach Osten liegt das Land, trotzdem die Natur es mit dem Wall der landschaftlich wundervollen Karpathen ringartig umschützt, den unbekannt und doch so drohenden Gewalten Asiens unbewehrt da, im Südosten, vom Balkan her rüsten sich Mächte von ungeheurer Durchschlagskraft zum Ansturm auf Europa und die Christenheit. So wird das Problem der militärischen Befestigung Siebenbürgens aus einem begrenzt ungarischen zu einem europäischen, die deutschen Siedler sind mit ihrem Stiftungsbrief »ad retinendam coronam« in das Licht weltgeschichtlicher Zusammenhänge gerückt. Sie sind die ganzen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch in des Wortes eigenster Bedeutung Vorposten der zentralen europäischen, also der deutschen Interessen gewesen. Der Tartarensturm ist über sie hinweggebraust, als der deutsche Ritterorden nach leider nur kurzem Aufenthalt aus dem Lande weichen und sich im Nordosten deutschen Grenzgebietes eine neue Aufgabe suchen mußte. Immerhin hat der Tartareneinfall Lehren der Verteidigung gegeben: im weiten Umkreis entstanden die Bauernburgen, die heute noch der siebenbürgischen Landschaft ein charakteristisches Gepräge geben und in ihren wichtigen und doch mit so feinem künstlerischem Instinkt ausgeglichenen Mäßen die Bewunderung und das Staunen des Wandrers erregen. Jede Bauerngemeinde schuf sich eine solche Burg, in deren Mittelpunkt die Kirche zugleich das innerste Verteidigungsobjekt bildete; jede Stadt umgab sich mit einem weitläufigen System von Schutzmauern und Türmen. So erstand auch architektonisch hier eine deutsche Welt, eine Welt, die sich ihre Formen künstlerisch und technisch gleicherweise aus den bitteren Notwendigkeiten der unmittelbaren Umwelt selbst schuf, die aber im innersten doch stets ein Glied des gesamten deutschen Kulturkreises blieb, so daß uns diese Burgen und Türme, auch heute noch treu erhalten und bewahrt, ihren

tiefften Ausdrucksmöglichkeiten nach so echt deutsch anmuten, als könnten sie irgendwo im Herzen Deutschlands selbst entstanden sein. Viel weniger im äußeren Geschehen als vielmehr in dieser ergreifenden Harmonie, die auf tausende von Kilometern sich hier mit deutschem Wesen erhalten hat, liegen die Beziehungen Siebenbürgens zu Deutschland. Es ist ein unterirdischer, nie versiegender Strom, der selbst, wenn die Verbindung durch Kriegswirren unterbrochen schien, sich immer als im Fluß befindlich erwies und heute als ein völkisches Wunder den Beweis erbringt für die Universalität, für die Gestaltungsfähigkeit deutschen Wesens, das in fremdem Klima, unter veränderten Daseinsbedingungen, unter der Notwendigkeit äußerlich ganz andere Lebensformen anzunehmen, im Gesamtergebnis doch eine Schöpfung hervorbringt, die den fremden Stoff zu einem von deutschem Geist erfüllten gestaltet.

Aber auch in dem politisch-militärischen Geschehen bleiben sich die deutschen Siedler treu. Sie sind die einzigen im Lande, die während der schrecklichen Jahrhunderte der Türkenkriege feste Stützpunkte bieten, die Waffen und Munition in genügender Menge bereiten können. So ist denn auch ihre politische Bedeutung eine weit über das Zahlenverhältnis reichende. Der Papst hat Hermannstadt, das von den Türken nie eingenommen werden konnte, rühmend „Bollwerk und Schutz der ganzen Christenheit“ genannt. So sind die vielen Deutschen, die in diesen Kriegen das Leben verloren oder in die Sklaverei verschleppt wurden, so sind die hunderte von deutschen Siedlungen, die damals spurlos vom Erdboden verschwanden oder in deren Raum andere Völkerschaften einrückten, Opfer geworden für die christliche, im besonderen für die deutsche christliche Welt, von der sie die Beute- und Eroberungslust des türkischen Sultans abhielten . . .

Eine auslanddeutsche Siedlung erfüllt ihre Pflicht dem Mutterlande gegenüber schon, wenn sie inmitten fremder Völker als Minderheit ihren eigenen Bestand, deutsche Sprache und Art, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit deutscher Arbeit wahren kann. So kleine Volkskörper, wie die nicht viel über 230.000 Seelen zählenden Siebenbürger Sachsen, haben nur in gewissen Abständen ihrer Entwicklung die Möglichkeit, im Rahmen großer geschichtlicher Vorgänge aktiv einzugreifen; es vergehen dann wieder Jahrhunderte, in denen die mühevoll verteidigte der eigenen Existenz das oft mehr bedrückende als erhebende Ziel der Volksgemeinschaft ist. Eine große historische Aufgabe hatten die Sachsen in dem Jahrhunderte währenden Abwehrkampf gegen den Ansturm des Islams erfüllt. In diesem aufreibenden und die Volkszahl dezimierenden Ringen hatte sich die Volkskraft verzehrt. Die nächsten Jahrhunderte bringen ein Erstarren, eine Verkapselung des Volkskörpers in sich selbst. Ein Aufflammen zeigt sich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, als die im Rahmen der bisherigen politischen Gestaltung bestehende staatsrechtliche Selbstständigkeit der „Sächsischen Nation“ wankte und schließlich zerschlagen wurde und als infolge dieser Ereignisse der Kulturkampf gegen die Entnationalisierungsbestrebungen alle Kräfte wachrief und straffte. So wie die Ringmauern der alten Kirchenburgen nicht mehr Schutz boten gegen die Feinde, so lag nun auch der Volkskörper wehrlos,

waffenlos da, wenn die Kraft der Erneuerung nicht von innen her kam. Weit inniger als je ist seit dieser Zeit der geistige Zusammenhang mit Deutschland gesucht und gepflegt worden. Zwar waren die sächsischen Hochschüler seit der Reformation und auch noch vorher regelmäßig nach deutschen Hochschulen gepilgert, — in den ältesten Universitätsmatrikeln finden sich reihenweise siebenbürgische Namen — aber jetzt wurde die Verbindung zu einer systematisch-bewußten gemacht, die Fortschritte deutscher Wissenschaft wurden verfolgt und, soweit die schwachen Kräfte reichten, für das eigene Leben produktiv nutzbar gemacht, westliche Wirtschaftsmethoden fanden nach deutschem Vorbild Eingang und vor allem wurde versucht, jene staunenswerte organisatorische Kraft, die das deutsche Mutterland seit dem Jahre 1871 auf allen Lebensgebieten entfaltete, auch auf die Zusammenfassung der eigenen Kräfte anzuwenden — mit einem Wort, es wurde die Notwendigkeit einer Einstellung auf mitteleuropäische Lebensformen erkannt und es wurde die einzige Rettung von Deutschland erwartet. In den drei Jahrzehnten vor dem Weltkriege hat auch das Mutterland allmählich begonnen, sich der vielen Millionen deutscher Auswanderer zu erinnern, die in aller Welt zerstreut leben. Es ist bezeichnend, daß der heute zu einer großen allumfassenden Volks- und Jugendorganisation angewachsene „Verein für das Deutschtum im Auslande“ seine Entflehung dem Kultur- und Schulkampfe der Siebenbürger Sachsen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdankt. Er entstand damals als „Deutscher Schulverein“ und umfaßte hauptsächlich Schulmänner und Hochschullehrer — einen eng umgrenzten, aber umso zielbewußteren Kreis, der für die Erhaltung deutscher Kultur im Auslande und so auch in Siebenbürgen unendlich viel Segensreiches geleistet hat. Durch diesen Verein sind die sich immer mehr verästelnden geistigen Beziehungen der Siebenbürger Sachsen zum Binnendeutschtum ermöglicht worden.

Entscheidend aber für eine innere Begründung des Verständnisses breiterer Massen des deutschen Volkes für seine völkischen Außenposten wird der Weltkrieg. Tausende und abertausende von deutschen Soldaten kämpfen und fallen auf den blutigen Schlachtfeldern der Karpathen. Sie marschieren aber auch in langen Kolonnen durch die deutschen Dörfer und Städte Siebenbürgens, der einfache Mann aus dem Volke wird hier weitab von der deutschen Heimat voll Staunen gewahr, daß Deutschland nicht nur innerhalb der Reichsgrenzen lebt, er findet hier ein Deutschland in Bauwerken, in menschlicher Sprache und Gesinnung, in Brauch und Sitte so treu und so bewußt bewahrt, wie ers sich im staatlich umfriedeten Deutschland nicht vollkommener denken kann. Sein Volksbewußtsein wird mit einem Schlage erweitert, es ist eine Erziehung zum Bewußtsein einer großen, über politische Grenzen hinausreichenden Gesamtnation, wie man sie anschaulicher sich gar nicht vorzustellen vermag. Jetzt erst nach achthundert Jahren der erfolgten Auswanderung, als Volk von Volk sich löste, kommt wieder einmal der Augenblick, wo größere Massen der Mutternation diesem neugeschaffenen und doch noch ganz den Hauch der alten Heimatscholle festhaltenden Volkstum näher kommen, von ihm wie von etwas aus Dornröschens-

schlafe Erwecktem erfahren und es in ihre Herzen graben, vielleicht als das größte Erleben, das ihnen als den Ungehörigen einer bisher doch wenig bewußten Sprach- und Blutgemeinschaft widerfahren kann . . .

Der Ausgang des Weltkrieges hat Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen wieder in eine neue geschichtliche Beleuchtung gerückt. Tausend Jahre fast ist Siebenbürgen die Südoßfestung Ungarns und der europäischen Christenheit gewesen. Durch die Zerschlagung der österreichisch-ungarischen Monarchie und durch die Neubildung der Nachfolgestaaten kam Siebenbürgen in den rumänischen Staatsverband, dessen mächtiges, aus den Ebenen des Banats, der Moldau und der Walachei aufstrebendes Zentrum es mit seinem Berg- und Gebirgswall bildet. An der Peripherie des neuen großen Reiches befinden sich überall kräftige deutsche Bauernsiedlungen, sodaß das Siebenbürger Sachsenium aus seiner Grenzstellung zum Schutze der Krone, zum Schutze des Reiches auch hereingerückt ist in eine zentrale Position, die in der Organisation und kulturellen Durchdringung der neuen Gebiete aus dem Schatz seiner achthundert-jährigen geistigen, wirtschaftlichen, vor allem auch politischen Erfahrung besteht. Es ist diese neue zentrale Aufgabe zugleich Dienst am allgemeinen Volkstum. Bildet doch über die ganze Erde hin die Zusammenfassung und geistig-politisch-wirtschaftliche Konsolidierung der bisher vergessenen deutschen bodenständigen Volksgruppen mit eines der wichtigsten Probleme des Muttervolkes, des Binnendeutschtums selbst.

Aber auch darüber hinaus ist die neue Lage des Siebenbürger Sachseniums von Bedeutung im Sinne des Gesamtvolkes. Die Orientierung Deutschlands nach dem Osten und dem Südosten nicht nur in wirtschaftlichen Dingen ist eine natürliche Folge der Kriegs- und Nachkriegsereignisse. Die deutschen bodenständigen Siedler gehören zu den besten, staatsstreuesten Elementen der neuen osteuropäischen Staaten, sie werden nie in den Geruch der Staatsfeindlichkeit oder gar des Irredentismus kommen. Sie können daher ruhig, ja geradezu im Interesse ihres Staates heimische Wirtschaft, geistiges Leben, kulturellen Austausch an das deutsche Mutterland anknüpfen. Im besonderen trifft dies auf das Deutschtum in Rumänien und auf die Siebenbürger Sachsen zu. In diesem Zusammenhang ist den Siebenbürger Sachsen seit den Türkenkriegen wieder einmal eine größere, auch in weiterem politischen und noch mehr wirtschafts- und kulturpolitischem Rahmen eine bedeutende geschichtliche Mission zugefallen. Sie können ihre Volkseristenz wieder weiter spannen, sie können aus der so verhängnisvollen Isolation unfruchtbarer Kleinbürgerei heraustreten und die Fäden weit hin knüpfen, soweit deutscher Wirtschaft Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind und soweit deutscher Kultur eine Einflußsphäre zukommt. Die Siebenbürger Sachsen müssen den Kristallisationspunkt abgeben für den ostdeutschen Kulturkreis, der sich auf einer ganz andern geistig-seelischen Gesamtgrundlage aufbaut als der des deutschen geschlossenen Sprachgebietes und dessen Kennzeichen es immer sein wird, daß er nicht nur dem eigenen, meist in der Minderheit und der Zerstreuung befindlichen Volk die Kulturwerte des Westens vermittelt und verarbeitet, sondern daß er auch die umwohnenden Völker mit den Schätzen deutschen Geistes- und

Gemütslebens durchtränkt. So muß also die Kulturarbeit in unsern deutschen Sprachinseln eine besonders stark erobernde Stoßkraft zeigen. Sie kann dies natürlich nur, wenn der nötige wirtschaftliche Hintergrund vorhanden ist. Es bildet die nächstliegende Aufgabe deutschen Kolonistendaseins in Südosteuropa so wie in den Jahrhunderten des Mittelalters die Brücke zu bilden für deutschen Handel und Industrie nicht nur nach Rumänien selbst, sondern auch für die weiteren Gebiete des Balkans. Die Grundlagen hiefür sind in Siebenbürgen in besonderem Maße gegeben, haben wir doch hier schon eine aufblühende, das Land zum Teil beherrschende bodenkündige deutsche Industrie, sind unsere Kaufleute doch auch heute noch die zuverlässigsten und solidesten im Lande!

Die oben angedeutete Entwicklung sehen wir auf vielen Gebieten schon in vollem Zuge begriffen. Der Strom reichsdeutscher Volksgenossen, die aus irgend einem Grunde Siebenbürgen bereisen, schwillt von Jahr zu Jahr an. Deutsche Hochschullehrer kommen alljährlich als Gastdozenten zu den Hochschulkursen in Hermannstadt, wirtschaftliche Kreise suchen Fühlung mit deutschen Firmen und das Interesse für die industrielle Erschließung des an Bodenschätzen wie Erdgas, Erdöl usw. reichen Landes wird, wenn erst das wirtschaftliche Vertrauen zu Rumänien ganz erstarkt sein wird, ein fruchtbares Hin und Her der geschäftlich-industriellen Beziehungen ermöglichen.

Die inneren Grundlagen eines vertieften Interesses für Siebenbürgen sind da, das spüren die Siebenbürger Sachsen mit starkem Glücksgefühl, denn sie sind sich sehr wohl dessen bewußt, daß ihre Existenz als einer mit kulturellem Lebenswillen begabten und wirtschaftlich leistungsfähigen Volksgemeinschaft parallel läuft mit den Ausstrahlungen, die sie vom Mutterlande her empfangen.

Wenn in diesen Tagen in Berlin eine Siebenbürgische Volkskunstausstellung möglich geworden ist, der höchste Persönlichkeiten des Reiches wie der Reichsaußenminister selbst freundliche Worte gewidmet haben und die von der Reichshauptstadt gastlich aufgenommen worden ist, so äußert sich hierin am deutlichsten das vermehrte Interesse des Reiches und der Gesamtnation an den deutschen Posten im Auslande. Vielleicht wird diese Ausstellung, die im Gebäude des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, Postdamerstraße 120 stattfindet und die die Volkskultur aller Siebenbürgen bewohnenden Völker darstellt, zu ihrem Teile den Beweis erbringen, daß Siebenbürgen tatsächlich ein vielgestaltiges und entwicklungsfähiges Land ist, dem Sympathie entgegenzubringen sich verlohnt.

Rundschau

Raub der deutschen Domkirche in Reval

Am 19. Februar um 8 Uhr früh wurde die das Eigentum der deutsch-evangelischen Gemeinde bildende uralte Domkirche zu Reval von Organen der estnischen Regierung gewaltsam enteignet. Die verschlossene Kirchentür wurde mit Säge und Meißel aufgebrochen und vor das Gotteshaus ein militärischer Posten gestellt, der den Mitgliedern der deutschen Gemeinde den Eintritt verwehrte. Die Vorgeschichte dieses beispiellosen Gewaltaktes ist folgende:

Vor zwei Jahren hatte der estnische Minister des Inneren verfügt, daß die Domkirche dem Bischof der evangelischen Landeskirche Estlands als Bischofskirche zu übergeben sei. Als Begründung wurde angeführt, daß erstens die Domkirche von jeher Bischofskirche gewesen sei und zweitens als ehemaliges Eigentum der Ritterschaft nach Aufhebung der Stände durch die neue estnische Verfassung als „herrenloses Gut“ in den Besitz des Staates übergehe.

Gegen diese Entschliebung rief die deutsche Domgemeinde den Obersten Staatsgerichtshof an und wies darauf hin, daß die Domkirche seit Einführung der Reformation nicht mehr als Bischofskirche angesprochen werden könne und auch niemals Eigentum der Ritterschaft gewesen sei, weil in Estland die Einzelkirche als juristische Person angesehen werde. Außerdem sieht ein im Jahre 1925 vom estnischen Parlament erlassenes Gesetz vor, daß die bisher im Besitz oder in der Verwaltung einer religiösen Gemeinschaft befindlich gewesenen Vermögen auch weiterhin im Besitz oder in der Verwaltung dieser Gemeinschaft zu verbleiben haben. Das Gericht entschied jedoch, die Domkirche hätte die „Zweckbestimmung“ gehabt, der Ritterschaft zu dienen und müsse infolgedessen nun der Regierung übergeben werden. Über das Besitzrecht der deutschen Gemeinde schwieg sich das Gericht aus.

Am 14. Februar wurde den Vertretern der Domkirche mitgeteilt, das Kirchenvermögen sei am nächsten Tag dem vom Ministerium des Innern ernannten Ausschuß zu übergeben. Wenn die deutsche Gemeinde künftighin noch die Domkirche benutzen wolle, so müsse sie mit dem estnischen Konsistorium als dem jetzigen Nutznießer in Verbindung treten. Der Domkirchenrat verweigerte jedoch die Herausgabe der Schlüssel und führte neuerlich beim Obersten Staatsgericht Klage, da die Wegnahme des Domes, der seit vier Jahrhunderten das Eigentum der deutschen Gemeinde bildet, eine offenkundige Rechtsverletzung darstellt, umsomehr als sie dem vom estnischen Parlament vor zwei Jahren erlassenen Gesetz widerspricht.

Daraufhin ist nun am 19. Februar die gewaltsame Enteignung des Domes erfolgt, eine Maßnahme, die der estnischen Regierung weder in den Augen des Auslandes zur Ehre gereichen, noch die Zuneigung der deutschen Minderheit gewinnen

dürfte. Nachdem man den Deutschen nach Errichtung des estnischen Staates ihren gesamten Grundbesitz — bis heute ohne jedwede Entschädigung — fortgenommen hatte, legt man nun auch Hand an ihre ideellen Güter. Wie schwer dieser Schlag die deutsche Domgemeinde getroffen hat, das zeigt der erschütternde Bericht des „Revaler Boten“, der am 20. Februar mit schwarzem Trauerrand erschienen ist.

Auch sonst hat sich leider in jüngster Zeit die Spannung zwischen den deutschen und den estnischen Angehörigen der evangelisch-lutherischen Landeskirche erheblich verschärft. Vor einem Jahr erst kam es gelegentlich des Dorpater Kirchentages zu peinlichen Auseinandersetzungen. Unverkennbar war die unfreundliche Haltung gerade der leitenden Kreise mit dem estnischen Bischof an der Spitze den deutschen Anträgen gegenüber. Der Vorschlag des deutschen Probstes v. zur Mühlen auf Gewährung einer größeren Selbständigkeit für die Deutsche Probstsynode innerhalb der Gesamtkirche wurde abgelehnt und beschlossen, die deutschen Gemeinden hätten sich außerhalb der Landeskirche zu organisieren.

Das E. Lindner=Jubelfest

Am 27. Dezember 1926 waren es gerade 100 Jahre, seitdem Ernst Lindner, der größte Zipser Mundartdichter zu Leutschau das Licht der Welt erblickte.

Mit seiner zu klassischer Geltung gelangten Ballade „Der Karfunkelturm“ 1854, und seinen „Fliegenden Blättern in Zipser Mundart“ 1864, noch mehr aber mit seinem Gedichtband „Zipsercher Liederposchen“ (2. Ausgabe 1879) ist er der eigentliche Begründer der Zipser Mundartdichtung geworden, denn was früher im Zipser Dialekt geschrieben wurde, zählt nicht viel. In einer andern seiner meisterhaften Balladen („Der stlegendije Minnich“) bescherte Lindner seinem Volke — wie Dr. J. Voisch sagt — den Zipser Faust, wie ja dieses Gedicht auch in formeller Beziehung so recht als Schulbeispiel gelten darf, wie etwas mit guter Komposition, Stimmungs- und Situationsmalerei zu erzählen sei. Aber auch die sorgfältigen Übersetzungen aus den Liedern des ungarischen Dichters A. Petöfi und des schottischen Dichters R. Burns in die Zipser Mundart sind bahnbrechende Leistungen, wie er ja auch die so beliebt gewordene echtzipserische Dichtungsart der „Bejlerstückel“ (Schiltbürgerstreiche), d. h. die komische Verserzählung in die Zipser Literatur einführte.

Der Glanzpunkt seines dichterischen Schaffens liegt jedoch in der Lyrik. Seine lodernde Leidenschaftlichkeit, die sich so nativ und doch so erhaben besonders in seinen Liebesliedern ausdrückt, sein tiefes Natur- und Heimatgefühl, das in allen seinen Dichtungen wie in einem Zauber Spiegel die Schönheiten unserer Gebirgswelt und des Poppertales vorführt, Szenen und Gestalten unseres Volkes zeigt, dabei seine unübertroffene Fertigkeit in der Vers- und Reimtechnik machen ihn wahrlich zu dem größten Zipser Lyriker, ja überhaupt zu einem Lyriker allgemein anerkannten

Ranges. Die Dichter Bodensteht und Scheffel standen in regem Briefwechsel mit ihm und würdigten ihn ihrer Freundschaft, Schröber, Firmenich, Regenhardt bringen in ihren Anthologien auch Lindners Gedichte und in „Germaniens-Völkerstimmen“ erschien eine Abhandlung über den „Karfunkelturm.“

Die Jahrhundertwende von E. Lindners Geburtstag erweckte in den weitesten Schichten der Zipsler den lebhaftesten Widerhall, der in vielfachen Ehrungen zum Ausdruck gelangte.

Die von der „Arbeitsgemeinschaft für Zipsler Heimatforschung“ seit 1922 herausgegebene heimatkundliche Beilage „Zipsler Heimat“ gab zu Weihnachten eine Lindner-Festnummer in dreifachem Umfange heraus, in der E. Binder und F. Lam den Dichter in je einem begeisterten Festgedicht feiern, mehrere wissenschaftliche Aufsätze aber Lindners Wirken und seine Bedeutung würdigen. So erzählt ebenfalls E. Binder Lindners Lebenslauf, F. Lam zeichnet sehr zutreffend Lindners dichterische Persönlichkeit als Lyriker und Epiker; darnach legt ebenfalls Lam in einem anderen Aufsatz sehr fein und lehrreich dar wie Lindners Idyllen viel glücklichere und wertvollere Nachdichtungen des griechischen Idylldichters Theokritos sind als die Boffischen Idyllen und daß Binder selbst dort, wo er den schottischen Dichter R. Burns nachahmt, seine Selbstständigkeit bewahrt: aus den Schotten macht er wahre Zipsler, nach Burns Beispiel lokalisiert er auch seine eigenen Lieder, wodurch diese Bodenständigkeit gewinnen. Dr. S. Loisch berichtet interessant über Lindners poetischen Nachlaß und seine wissenschaftliche Tätigkeit, während Schreiber gegenwärtiger Zeilen in einem längeren Aufsatz, von dem jedoch infolge Raummangels erst der eine Teil erscheinen konnte, sowohl die Licht- als auch die Schattenseiten des Lindnerischen mundartlichen Sprachgebrauches samt ihren Beweggründen aufdeckt.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag veranstaltete jede Gemeinde in der Zips, wo Deutsche wohnen, eine Lindner-Feier, deren Ertrag zur Errichtung einer Gedenktafel an dem Lindnerischen Wohnhause in Kesmark, Hauptgasse No. 27 dient. Ebenso fand gelegentlich der Winter-Zusammenkunft des Zipsler Deutschlums, nämlich am Zipsler Ball in Leutschau am 12. Februar eine imposante Lindner-Gedächtnisfeier statt, deren Glanzpunkt die pantomimische Darstellung der Karfunkelturmsage, die Binder so schön ausgestaltet und berühmt gemacht hat, bildete. Kunstmaler E. Köbegg-Winkler als Veranstalter, die holden Leutschauer Mädchen aber als Darsteller des Gebärdenspiels schufen damit etwas ganz Eigenartiges, künstlerisch und darstellerisch Wertvolles.

Am 29. Jänner hielt die Landsmannschaft Zipsler deutscher Hochschüler „Zips“ in Prag eine Lindner-Feier ab, an welcher auch die Mitglieder des Vereins karpathendeutsche Hochschüler teilnahmen. Bei derselben trugen mehrere Zipsler Hochschüler einige besonders kennzeichnende Gedichte Lindners vor, stud. phil. A. Emeriký aber zeigte in einer gehaltvollen Festrede den Werdegang des Dichters und würdigte die Eigenart und Bedeutung seiner Werke. Auf seinen begeisterten Aufruf hin beschloß die Landsmannschaft, an der Bekanntmachung der Zipsler Heimdichter bei dem Zipsler Volke eifrig mitzuarbeiten. Der Zipsler Verein zu Budapest, der vergangenen Herbst

bereits das Jubelfest seines 50-jährigen Bestandes begehen konnte, bekränzte am 100-ten Geburtstag Lindners das Grab des in Budapest begrabenen Dichters, am 7. Jänner aber huldigte der Verein dem Andenken des Dichters, der zugleich Ehrenvorsitzender des Vereins war, mit einer großzügigen Gedächtnisfeier. Bei letzterer Gelegenheit würdigte U. v. Vikár besonders Lindners verdienstliche Forschungen auf dem Gebiet der Wanderstrophen in den Volksliedern, außerdem wurden von berufenen Künstlern einige köstliche Lieder, heitere und ernste Gedichte Lindners vorgetragen. Am schönsten aber verewigte der Verein Lindners Andenken durch die geplante neue Ausgabe des vergriffenen „Liederposchens“.

Die feierliche Enthüllung der Lindnerschen Gedenktafel in Kesmark wird am Peter- und Paulstage (29. Juni) l. J. im Rahmen eines Sängersfestes stattfinden, zu welcher der Zipser Sängerbund bereits seine Mitarbeit zugesagt hat.

Dr. Julius Gréb.

Bücherschau

Josef Capesius, Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben vom Ausschuss des siebenb.-sächs. Lehrertags. Selbstverlag, Hermannstadt 1925. 8°. XXVI und 196 S.

Der Ausschuss des siebenb.-sächs. Lehrertags hat in der richtigen Erkenntnis, daß Josef Capesius der eigentliche Begründer der Volksschulpädagogik auf wissenschaftlicher Grundlage in Siebenbürgen war, in dankbarer Erinnerung an seinen einstigen Lehrmeister und berufenen Führer eine Auswahl seiner Abhandlungen und Aufsätze pädagogisch-methodischen Inhaltes hier veröffentlicht. Diese Abhandlungen — meist Vorträge, gehalten auf Lehrertagen der siebenbürgisch-sächsischen Lehrerschaft — sind einst im Dienste der Verbreitung der Herbart-Ziller'schen Richtung, deren begeisteter Vorkämpfer Capesius in Siebenbürgen war, entstanden und sind auch heute, obwohl diese Richtung der Pädagogik in ihrer Starrheit schon vielfach überwunden ist, um ihres Inhaltes willen noch immer beachtenswert. Eingeleitet werden diese Aufsätze durch ein scharf umrissenes Lebensbild ihres Verfassers aus der Feder seines jüngern Freundes und treuen Weggenossen D. Adolf Schullerus.

„Die koloniale Schuldlüge“ von Dr. Heinrich Schnee, ehemaligem Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“, München, 1927.

Die nun in siebenter wesentlich erweiterter Auflage erschienene Schrift des hervorragenden deutschen Sachverständigen wurde zum erstenmal im Januarheft 1924 der Süddeutschen Monatshefte veröffentlicht. Die gründliche Kenntnis der Materie gibt dem Verfasser die Möglichkeit, das Gewebe von lügenhaften Anschuldigungen,

mit welchen gelegentlich des Friedensschlusses von den Alliierten der Raub des gesamten deutschen Kolonialgebietes moralisch bemäntelt wurde, zu zerreißen und, was besonders wertvoll ist, an Hand von ausländischen, insbesondere englischen Zeugnissen aus der Nachkriegszeit die Wahrheit klarzulegen. Die vorbildlichen Leistungen der deutschen Verwaltungsbehörden, der die übrigen Kolonialmächte kaum Gleichwertiges zur Seite zu stellen hatten, werden in überzeugender Weise vor Augen geführt, alle gegenteiligen Behauptungen schlagend widerlegt. Das Buch, das auch in England bereits Beachtung gefunden und dem sogar der bedeutende Oxford-er Historiker W. Harbutt Dawson ein grundsätzlich zustimmendes Vorwort gewidmet hat, ist streng sachlich und doch überaus anregend geschrieben, so daß die Lektüre auch dem politisch nur wenig interessierten Laien empfohlen werden kann.

Leibrecht „Vom Sinn des Volkes“, Versuch einer Metaphysik der Vaterlandsliebe. Verlag „Das Dritte Reich e. V.“, Nürnberg.

Im Gegensatz zu allen letzten Endes materialistisch begründeten Versuchen, den Nationalismus zu rechtfertigen, will der Verfasser dieser kleinen Schrift die Bejahung des Volkstums metaphysisch und ethisch vertiefen, dem nationalen Willen einen ideellen Richtpunkt geben, der ihn über alle endlichen Schranken hinweg mit dem Absoluten in Kontakt bringt. Der Versuch verdient gewiß Anerkennung: denn daß eben das Fehlen einer weithin leuchtenden Idee die Ohnmacht der heutigen nationalen Bewegung bedingt, steht für jeden außer Zweifel, der sich eingehender mit dem Problem beschäftigt hat. Diese grundsätzliche Anerkennung des Versuches als Versuch bedeutet aber noch nicht auch unsere Zustimmung zu der von Leibrecht gegebenen Lösung. Die nationale Gemeinschaft als Bedingung für die diesseitige Erfüllung sittlicher Forderungen ist ein so durchaus papierenes und abstraktes Begriffsgebilde, daß von ihr niemals ein Massenimpuls ausgehen kann, außerdem aber auch ein falsches Begriffsgebilde, da vor Gott nach der christlichen und vor allem nach der protestantischen Auffassung jedwede diesseitige Erfüllung sittlicher Forderungen positiv wertlos bleibt. Das Streben nach nationaler Behauptung ist entweder eine völlig unreflektierte Begebenheit, die nach keinem Wert über sich hinaus fragt und eben deshalb aus sich heraus lebt, oder aber ein Pflichtgebot rein negativer Art, das sich ungefähr in die folgenden Worte kleiden läßt: Dein Volkstum ist Dir von Gott gegeben wie dein eigenes Ich, und darum hast du es ebenso wie dieses zu bewahren, bis Gott selbst es einfordert. Jede andere Begründung verfehlt das Ziel. E. N.

Micko, Heinrich: Der Acker. Gedichte. Bärenreiterverlag, Augsburg. 1926. 2, 40 Mk.

Hier dichtet ein Ergriffener. Nicht daß leerer Klang an unser Ohr schläge oder übergroße Blut sich zügelos entläßt. Es ist gesammelte Blut, die in fertigen Formen uns erfreut. Bei allen Gedichten, mögen sie welche Themen immer behandeln, fühlt man noch die qualvolle Eingezwängtheit der innerlichen Blut, es fehlt das Freie und Befreiende gelösten Gefühles. Noch ist nicht letzte Form für den jungen Dichter gefunden, noch spüren wir überall den ringenden Menschen durch, aber, das wissen

wir nach der Lektüre dieses Gedichtbandes: hier redet ein Zukunftsverheißender mit feurigen Zungen. In der Form finden wir Anklänge an Hölderlin und Rilke, auch alle Eddaform blinkt hie und da durch, doch ist dies alles mit eigener Sprachkraft gemeistert. Auf eins müssen wir besonders hinweisen: wie sich überall Fülle der Gedanken in die Form ergießt und wie nur ganz selten die Einheit der Sprach- und Versform und des Inhaltes fehlt. Wir freuen uns besonders so echte Töne der Vaterlandsliebe erklingen zu hören. In allem: Töne, die aufhören lassen.

Viktor Kauder.

Zeitungskatalog für Rumänien, 1927. Verlag der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse N. = G. Bukarest, Calea Victoriei 31.

Die neue Ausgabe dieses Kataloges präsentiert sich in wesentlich verbesserter Ausstattung und bietet allen Interessenten für Zeitungsreklame einen unentbehrlichen Nachschlagebehelf. Der Katalog unterstützt zweifellos auch den Fortschritt des Pressewesens in Rumänien und ermöglicht mit seiner sorgfältigen Zusammenfassung aller wichtigen Daten dem Leser eine schnelle Orientierung. Der letzte Teil des Kataloges enthält ausführliche Inserate von allen größeren Zeitungen und Zeitschriften des Landes

Baltische Blätter vereinigt mit den Baltischen Nachrichten.
9. Jahrgang.

Die Baltischen Blätter sind das Vermittlungsorgan zwischen den baltischen Provinzen und den baltischen Flüchtlingen in Deutschland. Aus dieser Stellung ergibt sich Kreis und Umfang ihres Inhalts. In erster Linie sollen sie die baltischen und deutschen Leser in Deutschland über Zustände und Lage im Baltikum orientieren, dann aber auch im Rahmen der gesamtballtischen Interessen der Stimme der baltischen Flüchtlingschaft Ausdruck geben.

Die Baltischen Blätter erscheinen 2mal monatlich. Bezugspreis pro Quartal Mk. 3.—, Einzelnummer Mk. 0.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch die Schriftleitung Baltische Blätter, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 101, I und den Baltischen Verlag und Ostbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W 30, Mohlsstraße 22, Probenummer kostenlos.

Inhalt

- Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft? IV. Deutsche Volksgemeinschaft in Lettland. Von Wolfgang Wachtsmuth, Riga.
Ein gotischer Dom Südosteuropas. Von Dr. Egon Hajek, Kronstadt.
Das Grab eines Kindes. Von Michael Sadoveanu.
Fritz Walter Bischoff, ein schlesischer Dichter. Von Viktor Kubczak. Breslau.
Stebenbürgens Beziehungen zu Deutschland. Von Dr. Richard Csaki, Hermannstadt.
Rundschau: Raub der deutschen Domkirche in Reval. — Das E. Lindner-Subelfest.
Bücherschau *

Herausgeber: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt.
Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Osterreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Raiffeisenbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39—43. (Zahlung durch Posterslagschein möglich.)